

Andreas Weber

Eichmanns Freund

Roman

Oktober 2025

1

Mein Großvater war der Freund von Adolf Eichmann.

Ich kannte ihn zwar nicht persönlich aber kenne Mischa Sebba sehr gut - er war der Star unserer Sippe über den bei jedem Familientreffen geredet, geschwärmt oder geschimpft wurde; ich kenne wenigstens zehn Fotografien auf denen er wie der Zwilingsbruder von Cary Grant aussieht - er war ein *Womanizer* und nur der Erzeuger meines Vaters David Sebba, der von seinem Onkel Grischa Sebba, Mischas Bruder, aufgezogen wurde. Was ich in diesem Familienroman über Mischa erzähle, weiß ich von meinem Vater David, meiner Mutter Lea, Mischas Frau Martha, meinem zweiten Großvater Grischa, meinen Urgroßeltern Harry und Greta sowie einigen *best friends* der Familie – und natürlich von dem Tonband, dem Mischa sein Leben erzählte und das ich hier unter Anführungszeichen wiedergebe, um es vor dem Verschwinden im großen Nichts der Ewigkeit in Sicherheit zu bringen.

Mischa wurde in Amerika zu Michael, seine Geburt am 26. Februar 1907 in der Ostsee Hafenstadt Libau in Lettland verlief problemlos, dass er dem Mutterkörper von Greta Sebba angeblich keine Geburtsschmerzen bereitete, passt zu seiner legendären Lebensleichtigkeit, mit der er angeblich sein ganzes Leben lang alle täglich verzauberte oder ihnen wenigstens gute Laune schenkte. Die deutsch sprechende Familie Sebba übersiedelte 1908 aus Lettland nach Meran in Südtirol, wurde ausgewiesen, als im Mai 1915 der Krieg zwischen Italien und Österreich-Ungarn ausbrach, und landete 1915 in Linz an der Donau. Mischas Leben in Amerika war seit seinem ersten Tag eine Arbeit, die er mit Freude verrichtete. Als er mit 49 Jahren seine Lebenserzählung begann, war er seit 12 Jahren ein Amerikaner, der jung wirkte, niemand sah ihm seinen Geburtsjahrgang 1907 an, eine gute Verdauung und viele Läufe durch den Central-Park hielten seinen Körper schlank und fit, volle Lippen unter leicht erhöhten Backenknochen machten sein faltenfrei junges Gesicht interessant, er lachte gern und gefiel wegen seiner Spontanität nicht nur den Frauen, für viele war er nach seinem vierzigsten Geburtstag ein großer Junge, der an seinem fünfzigsten Geburtstag mit seinem ersten Buch aus der New Yorker Menschenmasse ins Licht der Aufmerksamkeit treten wollte; vielleicht wollte er sich in der fremden Ferne die Nähe zu seiner jenseits des Atlantiks verschwundenen Jugend neu erschaffen, vielleicht schaffte Mischa es erst in New York mit dem Wissen über die Karriere seines Jugendfreundes Eichmann seine Freundschaft mit diesem Mann aufzuarbeiten.

Er machte 1925 als sehr guter Schüler in Linz die Matura, jeder Deutschlehrer seines Lebens sagte ihm, dass er beruflich einmal etwas mit Schreiben machen müsse. Er konnte erzählen. Während seine pubertierenden Klassenkameraden mit sich selbst beschäftigt waren, begeisterte er als 13, 14, 15-Jähriger die Leute mit der Erzählung, dass die einzige Erinnerung an seinen Geburtsort der salzig frische Geruch der Luft war, die „wie eine Delikatesse schmeckte“, oder dass er mit acht Jahren über die „in vollendeter Freiheit herrlich vor mir liegende Linzer Landstraße spazierte“, am Ufer der Donau stand und hinauf zum Pöstlingberg blickte, einer der glücklichsten Momente seines Lebens war der Blick von dort oben auf die Stadt, „nach dem Abenteuer der Fahrt mit der Pöstlingbergbahn“ - Mischa lebte in New York City sehr gut, aber ließ an keinem Tag seines Lebens Zweifel daran, dass seine wahre Heimatstadt Linz an der Donau war und er seit dem Tag seiner Ankunft in New York im August 1938 Sehnsucht nach Linz verspürte.

Am 26. Februar 1956 saß *Mister Sebba* kurz nach Mitternacht bei geöffnetem Fenster in seinem Büro im fünften Stock des Hauses mit der Adresse 370 Riverside, Manhattan, über ihm war nur mehr das Dach und das gefiel ihm. Er atmete tief aus und ein und sah seinen Atem in der kalten Luft. Er hörte dem nächtlichen Rauschen der Metropole zu, deren dröhnende Hupen und Sirenen in dieser Nachtstunde nicht so laut erklangen. Er stand auf und schloss das weit offenstehende Fenster. In der plötzlichen Stille dachte Mischa an Linz. Er blickte auf seine Armbanduhr und musste lächeln, als ihm bewusst wurde, dass er seit drei Minuten seinen 49. Geburtstag erlebte - dass Adolf Eichmanns Leben in 6 Jahren 3 Monaten und 5 Tagen in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni 1962 zwei Minuten nach Mitternacht im Ajalon Gefängnis von Ramla in Israel enden wird, wissen nur Historiker.

Er setzte sich, drückte auf *record* und spürte das Gute in seinem Leben - er arbeitete an seinem Lebensbuch; weil ihm das Schreiben mit der Hand zu mühsam war und er eine Schreibmaschine nicht bedienen konnte, erzählte er seine Geschichte einem Tonband, das neben einem Mikrofon vor ihm auf dem Schreibtisch stand. Er sprach mit Freude in der Stimme deutsch, obwohl er vor achtzehn Jahre die fremde Sprache fantastisch schnell sprechen und lieben gelernt hatte – „nachdem ich während der ersten Tage in Amerika Englisch wütend verweigert habe, sind mir am siebenten Tag plötzlich die Dinge und die Menschen durch ihre fremden Namen neu erschienen, alles in meinem Leben ist neu gewesen, durch das Englisch hat es eine neue Welt gegeben, die ungeduldig darauf gewartet hat, von mir erobert zu werden. Nach 3 Wochen habe ich meiner Frau Martha mit Stolz gemeldet, dass ich nicht mehr deutsch, sondern englisch denke und ich mit dem Gedanken gespielt habe mein Lebensbuch auf englisch zu

schreiben, doch ich habe lachend hinzugefügt, dass ich mich mit englischen Zwischentiteln bescheiden müssen werde.“

Mischa begeisterte sich schon in der Unterstufe des Gymnasiums mehr als alle anderen für Literatur, Fußball und Jazz, den es in Linz noch nicht gab, bis er 1923, in den Sommerferien vor der siebten Klasse, mit 16 Jahren, im Gastgarten eines Wirtshauses am Stadtrand von Linz Jazz erlebte – „da waren eine fiebrigen Klarinette, eine rasenden Gitarre und eine Posaune, die kurze Stöße in die leichtfüßig dahineilende lustige Melodie schmetterte, getrieben wurden die drei Musikanten von einem in der Mitte aufgestellten kleinen Schlagzeug mit nur einer Trommel und einem Becken. Und über die Saiten eines dicken im Stehen gespielten Kontrabasses flogen die Hände des ersten Negers meines Lebens, der dicke schwarze Mann lachte mit weiß aus seinem schwarzen Gesicht leuchtenden Zähnen und umarmte sein Instrument, als wäre dieses Ding die größte Liebe seines Lebens, ich habe diesen Bassisten für den Rest seines Lebens vor mir gesehen und erst als Amerikaner vom rassistischen Beiklang dieses Wortes erfahren. In Linz stand ich da, hörte zu und war ein anderer Mensch. Im Gastgarten saßen und standen etwa siebzig Männer und Frauen, die Sitzenden hielt es nicht lange auf ihren Sitzen, sie sprangen auf und tanzten und stampften den Rhythmus mit. Ich stand am Rand, mein Fahrrad, mit dem ich zu einem Treffen mit Adolf Eichmann unterwegs gewesen war, lag neben mir im Gras, irgendwer rief mir zu, dass die *Dixieland* spielen, *Jazz*, kommt aus Amerika. Ich hörte stundenlang zu, konnte mich nicht losreißen, vergaß auf Eichmann, entschuldigte mich bei ihm und erzählte ihm mit Leidenschaft, was ich erlebt hatte. Ihn beeindruckte meine Erzählung nicht, er hatte noch nie etwas von Jazz gehört. Ich wusste, dass er Geige spielte, angeblich Talent hatte und wahrscheinlich die Musik meiner Mutter hörte; wir redeten nie über Musik, aber ich musste Jazz hören! Der Sohn des Besitzers der Musikalienhandlung, in der meine Eltern ihre Klassik-Schellackplatten kauften, wurde mein Jazz-Verbündeter. Das Geschäft seines Vaters in der Spittelwiese wurde ein Fixpunkt meiner Freizeit. Meine Eltern besaßen ein Grammophon auf dem ich meinen ersten Schellack von Eddie Condon, in den ich mein Taschengeld für zwei Monate investiert hatte, mit Begeisterung meiner Mutter Greta vorspielte - die nannte meine Platte eine Lärmbelästigung! Musik war für sie Beethoven, Haydn, Schubert und so weiter. Dass Greta sich mit ihrer Verachtung meiner Musik in die Gesellschaft von Goebbels und Hitler begab, die Jazz als für Arier und Germanen minderwertige entartete Negermusik verteufelten, gab ihr erst in Amerika zu denken.

Literatur und Bücher waren im Hause Sebba immer ein Thema, aber nicht die von mir gelesenen; meine Mutter redete immer von gedankenlos verschlungenem Zeug, wenn sie über meine Lektüre sprach. Ich las ab meinem zwölften Lebensjahr mit Begeisterung Karl May, obwohl dieser Autor für Greta Trivialliteratur über deutsche Heldenmenschen war, ihre Behauptung, dass diese Literatur den Geist verdirbt und ihre Leser nicht klüger, sondern auf eine elementare Weise dümmer mache, konnte ich mir jede Woche anhören. Mein Vater Harry hatte Verständnis für mich und meinen weltberühmten Karl May, der 1898 mit seiner Frau nach Triumphen in Wien in Linz Station gemacht und im Hotel Krebs eine Suite gemietet hatte; der Linzer Fotograf Alois Schiesser machte damals die weltberühmten Fotos von Herrn May, die ihn als *Old Shatterhand* und *Kara Ben Nemsi* zeigen.

Ich präsentierte Adolf bei einem Besuch in der Bischofstraße 3, wo Familie Eichmann im dritten Stock wohnte, stolz mein gerade gekauftes Exemplar von Karl Mays *Der Schatz im Silbersee*. Ich hatte längst *Durch die Wüste*, *Die Sklavenkarawane* und *Winnetou I* gelesen, *Kara Ben Nemsi* und dessen Gefährte Hadschi Halef Omar, *Old Shatterhand* und dessen Blutsbruder *Winnetou*, immerhin ein Häuptling der Apachen, waren meine Helden; und natürlich Karl May, der alle diese Abenteuer selbst erlebt hatte. Wir beschlossen, dass auch Adolf diese Werke liest, damit wir darüber diskutieren konnten, ich musste feststellen, dass Eichmann in drei, vier Wochen nicht viel gelesen hatte, während ich für den *Silbersee* zweieinhalb Tagen gebraucht hatte. Ich ärgerte mich in Linz über Adolf und las irgendwann in New York in einem Artikel, dass der 'Führer' ein begeisterter Karl May Leser gewesen war; das gab mir zu denken und ich erinnerte daran sich daran, dass es mir schon beim Lesen dieser Bücher in Linz auf einer Bank am Donauufer sitzend seltsam vorgekommen war, dass bis auf *Winnetou* alle siegreichen Helden bei Karl May Deutsche waren.

Fußball war für meine Mutter ein Spiel dummer Proleten. Mit Adolf sprach ich nur einmal bei einem Spaziergang entlang der Donau über Sport. Ich berichtete ihm, ein Mitglied beim jüdischen Turn- und Sportverein ITUS zu sein, weil es dort es seit 1919 eine Fußballsektion gab; ich war gut, spielte mit dreizehn Jahren in der Jugend aber auch schon in der Kampfmannschaft mit den Großen! Es gab seit 1908 in Linz den LASK, die waren stark, aber da hatte sich nie etwas ergeben, ob es diese Leute gestört hatte, dass ich ein Jude war, wusste ich nicht. Dass Adolf Fußball so wie meine Mutter sah, wusste ich nach einer Minute. Kein Jazz, kein Karl May, kein Fußball. Wir waren sehr verschieden, aber Adolf war für mich interessant, weil er anders war. Die Begegnungen mit Eichmann waren für mich spannend, weil ich von ihm viel über eine Welt

erfuhr, die mir fremd war. Leute, die so wie ich dachten, empfand ich als langweilig. Mich interessierte alles, was ich nicht kannte.

Und Eichmann interessierte sich mit Begeisterung für das Judentum.

Als meine Eltern einmal früher von der Arbeit nach Hause kamen und ich ihnen meinen Gast als Klassenkameraden mit Interesse an der jüdischen Kultur vorstellte, hatte Adolf ab Mai 1917 in Linz bei Herrn und Frau Sebba den sprichwörtlichen Stein im Brett hatte, sie behandelten ihn bei seinen Besuchen immer mit Respekt, obwohl sie von mir wussten, dass er ein Schulversager war.“

2

Nach ihrer gemeinsamen Schulzeit tranken sie manchmal gemeinsam Kaffee oder gingen miteinander essen. Es hätte bei ihren Treffen von Frauen, Berufen und Plänen viel zu erzählen gegeben, doch Adolf belagerte Mischa mit einem Fragentrommelfeuer nach jüdischen Feiertagen, Religion, Sitten, Speisevorschriften und Kleidung, jüdische Kultur im Allgemeinen und das Leben der Juden von Linz im Besonderen beschäftigten den Arier Eichmann mehr als den Juden Mischa Sebba, der zehnmal am Tag zugeben musste nichts zu wissen und weil Sebba sich dümmer als der schlechteste Schüler von Linz vorkam, begann er sich für das Judentum zu interessieren und konnte seinem Freund berichten, dass die etwa sechshundert in Linz lebenden Juden ein respektierter Teil der städtischen Gesellschaft waren, die meisten lebten so wie er und seine Eltern als überzeugte Vertreter der „Assimilation“, wie das an ihre nichtjüdische Umgebung angepasste Judentum genannt wurde.

Adolf machte sich jedes Mal in seinem blitzschnell aus der Hosentasche gezückten schwarzledern gebundenen Büchlein Notizen, wenn Mischa ihm meldete, dass es etwa 50 bis 60 Kaufleute, 20 Reisende und 10 bis 15 Likörfabrikanten gab, dazu kamen einige Ingenieure, Beamte, Handelsangestellte und Konfektionäre, die Mode entwickelten, etwa 5 bis 6 Familienvorstände arbeiteten als Trödler, Buchhalter oder waren Beamte im öffentlichen Dienst, in einer Bank oder in einer Fabrik, 5 Familienvorstände bezeichneten sich als Fabrikanten, es gab einige Ärzte, Advokaten, Besitzer von Lederhandlungen, Mischa kannte den Eigentümer einer Kaltwasseranstalt und wusste nie was dieser Mann eigentlich herstellte, bei einem Schneider und einer Modistin, die wunderschöne Hüte, Kappen und sogar Brautgestecke machte, war das klar, das galt auch für einen Tapezierer, Bäcker, einen Tabak- und ein Süßwarenfabrikant, der kandierte Früchte verarbeitete, Mischa kannte durch seinen Vater persönlich 2 Spiritusfabrikanten und einen Richter, einen Bankdirektor, einen Redakteur und einen Fotografen. Die Juden von Linz lebten von bürgerlichen Berufen, Sebba kannte keinen

jüdischen Arbeiter, sein Vater war als Besitzer einer Drogerie ein Bürgerlicher, der aber sozialistisch dachte.

Er verehrte Viktor Adler. Der 1852 in Prag geborene Sohn eines jüdischen Kaufmanns verkörperte für Mischas Vater die Überwindung aller sozialen und geistigen Schranken. Adler hatte politisch als einer der Autoren des Linzer Programms der Deutschnationalen begonnen, aber erkannt, dass seine sozialistischen Ideen mit dem Antisemitismus der Deutschnationalen nicht zusammenpassten. Er reiste nach Deutschland, in die Schweiz und nach England, wo er Freundschaften mit Friedrich Engels und dem Marxisten Karl Liebknecht schloss. Nach einem Medizinstudium arbeitete Doktor Adler ab 1882 als Armenarzt mit einer Praxis in der Berggasse 19 im neunten Bezirk von Wien, bis er seine Berufung zum Journalismus entdeckte und 1886 als Herausgeber das von seinem Vater geerbte Vermögen in die Wochenzeitung *Gleichheit* investierte. Er gab sich als Arbeiter aus, um Tatsachenberichte über die brutale Ausbeutung der tschechischen Ziegeleiarbeiter in den Lehmgruben im Süden Wiens zu schreiben. Die vielbeachteten Artikel über das Elend dieser mit ihren Familien in furchtbaren Verhältnissen lebenden Arbeiter führten zum Ziegelarbeiterstreik des Jahres 1895 und brachten Verbesserungen. Nach dem Verbot seiner Wochenzeitung gründete Adler 1889 die *Arbeiter Zeitung*, die ab dem 1. Jänner 1895 als Tageszeitung erschien, in die er sein gesamtes Vermögen investierte.

Adler hatte als Bürgerlicher Probleme von der Mehrheit akzeptiert zu werden, aber schaffte es auf dem Hainfelder Parteitag vom 30. Dezember 1888 bis 1. Jänner 1889 die zerstrittenen sozialistischen Gewerkschaften, Genossenschaften, Radikalen und Gemäßigten zur Sozialdemokratischen Arbeiterpartei zu vereinigen, für Mischas Vater war der 1918 verstorbene Gründer der österreichischen Sozialistenpartei ein Heiliger. Harry hatte als leidenschaftlicher Österreicher für sein Land gekämpft und lebte im Frieden als Bürgerlicher, der ein leidenschaftlicher Gegner der bürgerlichen Regierungen von Prälat Seipl, Dollfuß und Schuschnigg war.

Mischa war ein 19jähriger Maturant, hatte die handschriftlich signierte Einladung meines Vaters in der Villa am Froschberg herumliegen gesehen und weil sein Vater Harry am 3. November 1926 nicht in der Stadt war, spazierte er zum Hotel Schiff in der Linzer Landstraße, wo die Sozialisten ihre Zentrale hatten und wurde zu einem Zeitzeugen bei der Verkündung des *Linzer Programms*; ihm gefiel, dass die Sozialisten Religionsfreiheit und die Trennung von Staat und Kirche forderten; dass Menschen, die mehr verdienten mehr Steuer für gemeinnützigen Wohnungsbau und Sozialhilfe zahlten, fand er so sinnvoll wie die Stärkung der Rechte von Mietern und Arbeitern in Betrieben und den Kampf gegen die Macht der Konzerne; dass politische Flüchtlinge Asyl

bekommen sollten erschien ihm menschlich, richtig und so wichtig wie die kostenlose Volksbildung, Gymnasium und die Universität sollten nicht nur den Reichen sondern allen zugänglich sein, und es gab Stipendien; als Fußballer war er begeistert von der Förderung des Volkssports, außerdem gefiel ihm die Idee der Gleichberechtigung von Frauen in allen Bereich des Lebens.

Adolf belagerte ihn bei ihrem nächsten Treffen mit Fragen zum Sozialismus, der ihn faszinierte, während ihrer gemeinsamen Schulzeit hatte Mischa bei ihm nie so ein Interesse für ein Thema des Unterrichts bemerkt. Sebba gefiel es, Adolf vom Ideologen Karl Marx, vom pragmatischen Macher Karl Renner und vom radikalen Austromarxisten Otto Bauer zu berichten. Adolf fand sozialistische Ideen interessant, aber er schwärmte davon, durch den *Anschluss* Österreichs an das Deutsche Reich mit allen Deutschen wie in einer Familie mit Brüdern und Schwestern vereint zu sein. Mischa verstand sich als ein in Lettland geborener Österreicher, wusste dass Adolf aus Solingen in Deutschland stammte und erklärte sich so die Anschluss-Begeisterung seines Freundes, aber alle österreichischen Parteien wollten sich seit 1918 mit Deutschland verbünden. Auch Harry und seine sozialistischen Freunde waren für den Anschluss an Deutschland – was Mischas Vater in vielen Gesprächen nicht nur mit Mischa und seinen Freunden klar und deutlich aussprach.

Ein Lachen war in Mischa Sebbas Stimme – „ich lebte in meiner Jugend vor 30 Jahren in Linz so gut, weil wir oft nach Wien fuhren, um Verwandte, Freunde und Geschäftspartner meiner Eltern zu besuchen. Harry und Greta blühten in Wien auf. Das Klima dort war liberal, hier lebten nicht zufällig die meisten Juden von Österreich. In Wien war alles besser, viel besser. Theater, Oper und Kino, Film waren meine großen Leidenschaften, der Hollywood-Film *Im Westen nichts Neues* nach Erich Maria Remarques Bestseller, der in Linz nicht gezeigt wurde, stand auf Platz eins meiner Wunschliste; leider musste ich 1931 im Linzer Café Traxlmayr in einer Zeitung lesen, dass die Aufführungen dieses Films eingestellt worden waren, weil Nationalsozialisten einige Kinos gestürmt und demoliert hatten.

Ein unvergessliches Wienerlebnis, über das ich mit Grischa in Linz diskutiert habe, war *Der Tunnel*, die Verfilmung des Romans von Bernhard Kellermann über die Verbindung Europas mit Amerika auf dem Landweg, ein Kassenschlager, den ich vergessen hätte, aber ein Wiener Journalist, den ich von meinen Wienbesuchen kannte und 1944 in New York zufällig traf, berichtete mir, dass Hitler von diesem Film begeistert, ja berauscht gewesen wäre.

Die Wientage waren ein wichtiger Teil unseres Familienlebens in Linz und wurden sorgfältig geplant. Nach dem ersten großen Krieg durften Grischa und ich mitfahren. Für mich als Fußballer waren das 'Festtage'. Einmal, ich war damals in der siebten Klasse, sah ich Matthias Sindelar und die *Austria Wien* spielen; da war Harry das einzige Mal in seinem Leben mit mir auf dem Fußballplatz, nachdem ihn ein Rechtsanwalt und ein Psychiater dazu überredet hatten, weil die Austria der Klub des jüdischen Bürgertums war.

1932, ich war 25 Jahre alt, nahm ein Freund Harrys uns zu einer Einladung beim Wiener sozialistischen Bürgermeister Karl Seitz mit. Harrys Wiener Freunde waren jüdische Rechtsanwälte, Ärzte und Universitätsprofessoren, die in sozialistischen Kreisen verkehrten. Harry, Greta, Grischa und ich hatten zweimal die Ehre einer Einladung bei Seitz, der als Bürgermeister im *Roten Wien* den Sozialismus verwirklichte, bis Dollfuß das Parlament ausschaltete und seine Diktatur errichtete. Seitz war der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei; die Abkürzung SDAP hatte mir nie gefallen, weil nur ein hinzugefügter Buchstabe den Horror bedeutet. Seitz war ein beeindruckender Mann. Ich werde die wohltönende Stimme dieses Mannes nie vergessen, wie er vom Kaiser Franz-Joseph dem Ersten erzählte; der war seit 1848 im Amt und ärgerte sich darüber, dass man ihm nichts von den Sozialdemokraten, über die viele Leute redeten, berichtete. Er las täglich die *Arbeiter Zeitung* und wollte Sozialdemokraten kennenlernen. Dass man dem Wunsch des Kaisers folgte, war klar, auch wenn die deutschen Sozialisten sich über ihre österreichischen Parteigenossen als k. u. k. Sozialdemokraten lustig machten.

Parteigründer Viktor Adler schickte Seitz zum Kaiser, weil der ein schöner Mann und ein Spezialist für den seit 1848 in Österreich amtierenden Reichsrat der Habsburgermonarchie war. Das Hof-Protokoll verlangte vom Gast, dass er den Kaiser in Uniform trifft. Seitz war nie Offizier und hatte keine Galauniform, dann halt im Frack, doch Seitz erwiderte, dass Sozialisten grundsätzlich keinen Frack anziehen. Da entschied der Kaiser, sein Besucher solle anziehen, was er wolle und der Bürgermeister, berühmt für seinen eleganten Stil, ließ einen Gehrock entwerfen und anfertigen, ein Unikat, viel teurer als jeder Frack. Dieser Gehrock begleitet ihn als Wiener Bürgermeister bis ans Ende seines Lebens.

Über sein Gespräch mit dem Kaiser rankten sich schnell Legenden, die Unterhaltung mit dem Kaiser entwickelte sich zu einem angeregten Gedankenaustausch und dauerte viel länger als geplant; einer der Protokollbeamten berichtete der *Arbeiter Zeitung*, als der Besucher sich zu Verabschiedung erhob, stand auch der Kaiser auf, um mit Seitz ein paar Mal in seinem Arbeitszimmer auf und abzugehen. Bevor Franz Joseph

seinem Gast die Hand schüttelte, griff er Seitz an den Arm und fragte, warum Sozialisten keine Frack trügen, Karl Seitz ging mit seiner Antwort in die Geschichte ein: 'Majestät, auch das Proletariat hat sein Zeremoniell.'"

Bei ihren Wienbesuchen stieß Familie Sebba auf die zwischen 1905 und 1917 erschienenen *Ostara*-Hefte, die es in Linz nie gegeben hatte, Mischa erinnerte sich mit einem Lachen in der Stimmer – „ich hätte die Texte längst vergessen, aber ich erinnere mich an eine große Runde, die am Abend im Salon eines Rechtsanwalts saß, als Harry aus diesen Heften vom Kampf der Heldlinge als Kultur-Schöpfer und Kultur-Erhalter gegen die Äfflinge und Schrättlinge mit großen Gesten vorlas und ausrief: Sind Sie blond? Dann drohen Ihnen Gefahren!

Alle lachten Tränen, aber angeblich war diese Zeitschrift unter Studenten und Akademikern noch immer stark verbreitet, dass Intellektuelle so etwas ernst nahmen, konnte sich in dieser Clique von Harrys Freunden zwar niemand vorstellen, trotzdem sorgte das Gehörte an diesem Abend für bösen Ahnungen auf dem Heimweg. Ein Wiener Sozialist erzählte mir in New York, dass der junge Hitler in Wien von diesen Heften fasziniert war. Für den Inhalt verantwortlicher Herausgeber dieses rassekundlichen Magazins war der ehemalige Mönch Jörg Lanz von Liebenfels, der mit seinem erfundenen Adelsnamen in der Wachau, im oberösterreichischen Werfenstein, auf seiner Ordensburg hockte, von der die Hakenkreuzfahne wehte, finanziert wurde sein Rassenkampf der Arier gegen krummbeinige Juden mit satanischen Gesichtern von einigen Industriellen.

Über die *Ostara*-Hefte und Lanz von Liebenfels lachten alle, aber die Alldeutsche Bewegung des Georg Ritter von Schönerer und Karl Lueger gaben uns zu denken. Der Nationalist Schönerer hatte als Demokrat begonnen, bis er sein Deutschtum durch Juden, den römischen Katholizismus, Slawen, Sozialisten und die Habsburger Monarchie als bedroht empfand und erkannte, dass nicht Religion oder Geld sondern das Blut der Juden für ihren Beitrag zum Untergang der Welt verantwortlich war; Schönerer hatte einen neuen Judenhass erfunden und verstand es, Menschen zu begeistern. Viele Menschen. Die Veranstaltungen seiner Partei fanden in Sälen statt. Noch gefährlicher war Karl Lueger, der Bürgermeister von Wien. Ein christlichsozialer leidenschaftlicher Antisemit und fantastischer Redner, den die Menschen liebten. In den dreizehn Jahren seiner Amtszeit sorgte er in Wien für ein modernes Verkehrsnetz, ein ausgebauten Bildungssystem und eine Verbesserung der Sozialfürsorge. Schönerer und Lueger inspirierten Hitler.

Die Musik zu *Ostara*, Schönerer und Lueger kam von Richard Wagner.

Meine Eltern diskutierten oft mit Freunden über Wagners Werk, auch Juden aus Linz waren begeisterte Wagner-Stammgäste in Bayreuth. Harry und Greta nannten diese Opern parfümierte Ungetüme. Mein Vater machte sich über Wagner immer lustig und sagte, dass Karl Marx ihn mit Recht einen neudeutsch-preußischen Reichsmusikanten genannt hatte, verantwortlich für das Trommeln der nationalsozialistischen Zukunftsmusik. Ich liebte Jazz, Wagners Musik war für mich schwülstig aufgeblasenes Pathos, das ich keine drei Minuten aushielt.“

Mischa saß in seinem Büro vor dem sich leise rauschend drehenden Tonband, er sah in den Nachthimmel über New York und in seiner Stimme war Begeisterung – „ich habe einige Höhepunkte meiner Linzer Jahre in Wien erlebt. Meine erste Wien-Erinnerung ist eine Militärparade an der Wiener Ringstraße im zweiten Weltkriegsjahr; ich war 8 Jahre alt, freute mich darauf, nach der Schule meinen Militärdienst mit einem freiwilligen Jahr zu absolvieren, um wie Harry Offizier zu werden. Harry stand mit mir und vielen tausend Menschen am Straßenrand, wir waren begeistert von den prächtigen Uniformen, als Harry mit einem Lächeln auf den Lippen anmerkte, dass der wahre Grund für die Beliebtheit des Heeres diese Uniformen und nicht die militärische Stärke sei, da rief ein neben uns stehender Wiener aus: Wundaboa, san die net zu scheen fias Kriagführn.“

Martha hatte Mischas Büro leise betreten und sich ihrem Mann gegenüber in den hohen Ledersessel gesetzt, sie lächelte über die Feuchtigkeit, die sie in den Augen ihres Mannes bei dieser Schilderung entdeckte, sie sagte, dass es ihr leidtue, ihn damals noch nicht gekannt zu haben, sie wäre gerne mit ihm von Linz nach Wien gefahren, aber ihre Familie konnte sich Wienreisen nicht leisten, sie kannten niemand in der Hauptstadt, die für sie und die Ihren so weit weg wie Amerika gewesen wäre.

Mischa blickte seiner Frau ins Gesicht – „ich habe seit meinem 16. Lebensjahr davon geträumt hätte, möglichst bald nach Wien auszuwandern, sobald ich alt genug für Politik war, dachte ich wie mein Vater sozialistisch und die Sozialisten hatten nach dem Ersten Weltkrieg mit absoluten Mehrheiten bei den Wahlen Wien friedlich erobert. Niemand konnte sich 1918 vorstellen, dass dieser kleine Rest der großen Monarchie namens Österreich überleben konnte, die Hauptstadt sahen viele als Wasserkopf des kleinen Landes.

In Wien gab's fast eine halbe Million Arbeitslose, dazu Flüchtlingsheere aus Soldaten der k. u. k. Armee und zurückkehrende Beamte, die in überfüllten Mietwohnungen und Notunterkünften fast ohne sanitäre Einrichtungen hausten. Die Sozialisten bauten in der Ersten Republik in Wien über 60.000 Wohnungen in riesigen Wohnanlagen um einen Hof mit Grünflächen in der Mitte; der Karl-Marx-Hof erregte unter Architekten

internationales Aufsehen. Die christlichsoziale Opposition redete von Ställen fürs Stimmvieh und hasste die Roten, die mit absoluten Mehrheiten bei den Wahlen zum Wiener Landtag und Gemeinderat Sozialismus realisierten. Wien war Hauptstadt des größten Bundeslandes Niederösterreich und stellte mit seiner roten Mehrheit den Landeshauptmann von Niederösterreich. Da sich das Bauernland Niederösterreich nicht von den Roten regieren lassen wollte und die Wiener Sozialisten sich von den schwarzen Bauern nichts dreinreden lassen wollten, trennte sich im November 1920 das Rote Wien vom schwarzen Niederösterreich. Ich las in Linz über das Rote Wien in den Zeitungen, dass die spanische Grippe, die Syphilis und die als Wiener Krankheit bezeichnete Tuberkulose besiegt worden waren, den Hunger hatten die Wiener mit Konsumvereinen überwunden.

Durch die Währungsreform von der Krone zum Schilling im Jahr 1924 bekam das österreichische Geld nach der kriegsbedingten Inflation wieder Wert, Wien hatte sein eigenes Steuersystem bei dem Reiche mehr als Arme zahlten. Durch dieses Steuergeld gab es billiges Gas und billigen Strom, eine städtische Müllabfuhr, eine kostenlose medizinische Versorgung und jeder Säugling bekam ein Wäschepaket geschenkt, in Linz und in Steyr habe ich mehrmals in Zeitungspapier eingewickelte Babys sehen müssen. Horte, Kindergärten und Kinderfreibäder wurden eingerichtet und die Mütter arbeiteten. Billige Kuraufenthalte sowie öffentliche Bäder und Sportanlagen für alle gab's nur in Wien, mir gefiel es, dass die Politik den Sport förderte und dass in Wien den Religionsunterricht von der Kirche getrennt wurde. Harrys Freunde erzählten uns von den vielen kulturellen und gesellschaftlichen Vereinen der Sozialisten. Das ganze Land redete vom Automobil-Blumenkorso im Juli 1926 in Wien und von dem Riesenfeuerwerk im Stadion auf der Hohen Warte, wo das Arbeiter-Turn- und Sportfest mit 60.000 Teilnehmern gefeiert wurde. Auch in Linz bekam ich mit, dass die Sozialisten von 1928–1931 das Prater-Stadion bauten, das im Juli 1931 mit einer Arbeiterolympiade eröffnet wurde. Weltbekannte Künstler, Architekten und Wissenschaftler wie Sigmund Freud, Adolf Loos und Arthur Schnitzler unterstützten die sozialdemokratische Stadtverwaltung. Meine Familie und ich erlebten Wien ab 1925 als aufsteigende Stadt, in der es bei jedem Besuch besser aussah.“

Beim Brand des Justizpalasts schlug die dunkelste Stunde des *Roten Wien*.

„Ich erfuhr als 20jähriger Zeitungsleser in Linz aus einigen Blättern, dass die Tragödie vom 15. Juli 1927 im Burgenland begonnen hatte, als in Schattendorf bei rivalisierenden Aufmärschen der schwarzen Frontkämpfervereinigung und des roten Republikanische Schutzbund die Roten triumphierend durch den Ort zogen und die Tür zum

Frontkämpfer-Gasthaus Tscharmann eintraten. Drei Frontkämpfer schossen aus der Deckung des vergitterten Schlafzimmerfensters den abziehenden Schutzbündlern nach und ermordeten den 40jährigen Hilfsarbeiter Matthias Zarmitsch und das 6jährige Kind Josef Grössing. Als die Ermordeten am 2. Februar 1927 begraben wurden, streikten alle österreichischen Arbeiter eine Viertelstunde lang.

Die drei Frontkämpfer standen ab 5. Juli vor einem Geschworenengericht. Das ganze Land verfolgte mit größter Anspannung diesen Prozess, über den jede Zeitung und das Radio berichtete. Die angeklagten Tscharmann Brüder und ein gewisser Johann Pinter verteidigten sich mit Notwehr. Weil widersprüchliche Zeugenaussagen für Verwirrung der Geschworenen sorgten, fällte der Richter am 14. Juli 1927 einen Freispruch, über den schon am Abend das ganze Land Bescheid wusste.

Mein Freund Hans, der mit mir in die Schule gegangen war, studierte an der Universität Wien Chemie und berichtete mir als Augenzeuge, dass die Elektrizitätswerke der Stadt Wien am Tag des Urteils den Strom abdrehen und den Verkehr abschalteten, um einen Streik auszulösen. Hans hatte am 15. Juli an der Universität zu tun, er sah in den Morgenstunden bei der Fahrt zu seinem Professor aus der Straßenbahn wütend protestierende Marschkolonnen auf dem Weg zum Justizpalast, dem Symbol für dieses Schandurteil, so als wäre der Platz vor dem Palast ein gigantischer Riesenmagnet, der die vielen kleinen Massen anzog; auf dem Weg dorthin wurde das Universitäts-hauptgebäude gestürmt, das Parlamentsgebäude mit Steinen beworfen, die Polizeistation Liechtensteinstraße angegriffen und die Redaktion von *Wiener Neueste Nachrichten*, die den Freispruch als korrekt bezeichnet hatte, verwüstet.

Hans war nach dem Gespräch mit seinem Professor aus der Universität getreten und wurde von wütenden Massen mitgerissen, bis es ihm gelang aus dem Strom in einem Hauseingang wegzutauchen. Er beobachtete aus sicherer Entfernung, dass der Republikanische Schutzbund gespalten war. Manche standen auf der Seite der Angreifer, andere versuchten die wütende Masse zu beruhigen. Der Sozialist Theodor Körner, General der k. u. k. Armee, und wie ich in New York aus mir nach Amerika geschickten Zeitungen erfahren habe ab 1951 Bundespräsident von Österreich, versuchte, die wütende Masse mit Reden zu beruhigen und ließ um ihr Leben flehende Beamten als Verwundete und Schutzbündler verkleidet in Sicherheit bringen.

Die Kavallerie der Polizei drängte Hunderte und Tausende in den Park vor dem Justizpalast, doch um etwa zwölf Uhr mittags wurden die ersten Fenster im Erdgeschoß des Palasts eingeschlagen und Angreifer drangen in das Gebäude ein. Zertrümmerten Möbel, zerrissen Akten, eroberten von unten nach oben ein Stockwerk nach dem anderen und entzündeten in einigen Büros bei aufgerissenen Fenstern und Türen Feuer,

das sich durch den Luftzug rasend schnell ausbreitete. Die um etwa 12:30 anrückende Feuerwehr wurde an der Arbeit behindert, indem alle an die Hydranten angeschlossene Schläuche sofort durchschnitten wurden. Ab 18:00 fiel der Justizpalast auseinander. Um 21.00 brannten Obergeschoß und Dach, um zwei Uhr in der Nacht, am 16. Juli, waren der Brand und die Rebellion besiegt.

Bürgermeister Seitz hatte dem Wiener Polizeipräsidenten Schober den geforderten Einsatz des Bundesheeres gegen die Demonstranten verweigert, aber Schober gab der Exekutive den Schießbefehl, er war verantwortlich für 89 tote Sozialisten und vier tote Polizisten.“

Mischa diskutierte mit seinem Freund Adolf oft über den in Wien realisierten Sozialismus, dem Eichmann einiges abgewinnen konnte. Und er bewunderte Mischas sozialistischen Vater Harry. Für Adolf war so ein tapferer Soldat wie Mischas Vater Harry Sebba ein wertvoller Mensch. Der große Krieg war nicht an den Fronten verloren worden, die deutschen Soldaten waren im Felde unbesiegt. Für die Niederlage verantwortlich waren Sozialisten, Kommunisten und Journalisten, die in der sicheren Heimat in ihren Zeitungsredaktionen hockend die Stimmung des Volkes gegen den Krieg wendeten und mit ihrem Zeitungsgeschmiere den Männern an der Front von hinten einen Dolch in den Rücken ramzten. Adolf sagte Mischa bei jedem Kriegsgespräch, dass Familie Sebba mit diesen jüdischen Schmierfinken nichts zu tun hätte, Adolf und Mischa schimpften gemeinsam über die Journalisten, die das österreichische, viel zu leichtgläubige Volk, in die falsche Richtung hetzten.

Auch Adolf Eichmanns Vater hatte nichts gegen Juden, er war ein guter Freund des jüdischen Hopfenhändlers Taussig aus Urfahr. Die zwei Familien verbrachten viel Zeit in ihren nebeneinander liegenden Gärten am Pöstlingberg und Adolf wurde mit den Nachbarskindern von Taussig in seinen Erdbeergarten zum Pflücken und Verspeisen der Früchte eingeladen. Einmal erlebte Mischa wie ein jüdischer Freund von Adolfs Vater sich im Wohnzimmer an den Flügel setzte und in dieser düsteren Wohnung die *Marseillaise* in den Raum schmetterte; da war es ein paar Minuten dort so hell wie noch nie, der Mann erklärte danach lachend, dass er ein gebürtiger Franzose aber nach einem Leben in Linz fanatischer Österreicher sei. Als der Präsident der israelitischen Kultusgemeinde Doktor Benedikt Schwager 1928 mit dem silbernen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich geehrt wurde, sprach Adolfs Vater bei der Verleihung die Glückwünsche der Evangelischen Kirchengemeinde aus. Mischa bemerkte bei den zwei Eichmännern seines Lebens keinen Antisemitismus oder gar einen Judenhass – „warum hätten sie mir etwas vorspielen sollen?“

Außerdem verdankte der Linzer Jude Mischa Sebba dem SS-Mann Adolf Eichmann ein Bewusstsein seiner jüdischen Identität – „das Wort Zionismus habe ich zum ersten Mal von Eichmann gehört; ich war neunzehn Jahre alt, hatte vor einem Jahr die Matura gemacht und arbeitete als Bauzeichner, als Adolf mich in einem Café am Hauptplatz mit Blick auf das durch die Hitler-Übernachtungen im 38iger Jahr weltberühmte Hotel Weinzingers fragte, wie mir Theodor Herzls Buch *Der Judenstaat* gefalle. Eichmann hatte es gelesen, war sehr beeindruckt und ich erfuhr von ihm, dass es 1896 herausgekommen und sehr bedeutsam wäre. Ich musste auch bei diesem Gespräch zugeben, keine Ahnung zu haben und fragte meine Eltern nach diesem Schriftsteller. Harry gestand mir, ihm wäre der Zionismus zu viel Literatur und Herzl hätte den Zionismus nicht erfunden, sondern der nationalistischen Idee von der Gründung eines jüdischen Staates, die es seit langer Zeit gab, in seinem Buch eine Form gegeben hätte, und er fügte mit einem Lächeln hinzu, dass mich Herzls Ideen wahrscheinlich nicht interessierten. Diese Einschätzung meiner Interessen stimmte, aber ich bemerkte, dass der Zionismus in Linz für Juden wichtiger wurde, in den Cafés oder sogar auf dem Fußballplatz wurde über Herzl geredet. Ich las natürlich dieses Herzl-Buch aber wurde kein Zionist, sondern begegnete diesen Ideen mit gemischten Gefühlen, obwohl Judenfeindlichkeit immer stärker in meinem Alltag zu spüren war. Von meinen Eltern wusste ich, dass der Konflikt zwischen Assimilierten und Zionisten in der Linzer jüdischen Kultusgemeinde darin gipfelte, dass die Assimilierten den zionistischen Nationalismus öffentlich ablehnten.

Mir gefiel, dass Hans Pasch, dem in der Landstraße ein Schuhhaus gehörte, dem Nazi Sepp Wolkerstorfer, der ihn als Saujud beschimpfte, nachschrie: Von der Nordsee bis an die Grenzen der Schweiz, erkennt man das Rindvieh am Hakenkreuz; als Pasch einmal von einem Nazi bei der Dusche im Bad an der Donau-Lände angepöbelt wurde, dass ein schmutziger Jud´ sich nicht waschen brauche, verprügelte Pasch ihn, nachdem er seine Kabinentür eingetreten. Darüber lachte ganz Linz. Mir gefiel, dass Zionisten zurückschlügen, wenn man einen Juden angriff. Aber mich ärgerten die Vorschriften der Zionisten, die verlangten, dass man im Idealfall keinen Kontakt mit Nichtjuden haben durfte. Für mich war der Zionismus erledigt, als meine Eltern öffentlich dafür angegriffen und diffamiert wurden, dass sie mit nichtjüdischen Menschen ins Kino, Theater und Konzert gingen. Harry und Greta Sebba waren Österreicher und keine Zionisten. Sie hatten Abonnements im Landestheater, gingen gerne ins Kino und bei uns gab es kein koscheres Essen. Ich hatte als Kind einmal zufällig bei einem Fleischhauer die Schächtung einer Kuh für koscheres Fleisch gesehen, das war für mich ein Horrorbild; ich war sechs Jahre alt, wollte danach kein Fleisch mehr essen

und meine Eltern mussten mir schwören, dass unser Fleisch vom Fleischhauer mit einem Schlachtschussapparat für unsere Küche hergestellt wurde.“

Familie Sebba feierte jüdische Feste oberflächlich.

Man lebte ein assimiliertes Judentum, das Wichtigste war diesen Leuten individuelle Freiheit, sie verabscheuten jede Form von autoritärer Politik. Innerjüdische Probleme und die Richtungsstreitigkeiten der Linzer Kultusgemeinde erschienen Mischas Eltern als weltfremder Kleinkram. Beim Streit zwischen den Assimilierten und den Zionisten schmunzelten Harry und Greta mit Nachsicht über beide Gruppen. Schon gar nicht interessierten sie die Wahlkämpfe um die Präsidentschaft der Linzer Kultusgemeinde, die nach dem großen Krieg in der jüdischen Gemeinschaft von Linz ständig abgehalten wurden, zusätzlich zu großen Wahlen für das österreichische Parlament der Ersten Republik, in dem auch Juden saßen, nachdem sie von Nichtjuden zu Tausenden gewählt worden waren. Dramatisch entwickelte sich in Linz zwischen 1918 und 1938 der innerjüdische Konflikt zwischen antisozialistischen, zionistischen Revisionisten, die alles woran Familie Sebba glaubte, bezweifelten und verteufelten und die behaupteten, Assimilation widerspreche dem Charakter des Judentums; die Fanatiker lachten über die Vergeblichkeit der Assimilation aber unternahmen nichts gegen den ansteigenden politischen Antisemitismus und sympathisierten mit Mussolini. Harry Sebba empörte sich darüber, dass jüdische Revisionisten Hitler und Mussolini dafür bewunderten, dass sie mit Disziplin und Strenge ihre Länder groß gemacht hatten; diese Leute hatten Anhänger, die in Linz ab 1931 in Uniformen herumliefen und ihren Parteichef einen Führer nannten. Das Leben der Familie Sebba in Linz war geprägt von Kultur, Respekt und Neugier auf die Welt, Gefühle und wohl auch Liebe spielten eine Hauptrolle, Zionismus hatte dabei keinen Platz.

2

Bei der Erinnerung an Eichmann musste Mischa lächeln – „Adolf war ein peinlich schlechter Schüler, mein erster Gedanke an ihn amüsiert mich und kommt daher, dass ich Eichmann in der Schule kennenlernte. Wir gingen miteinander in die Volksschule und wechselten in die Unterstufe der Kaiserlich-Königlichen Staats-Realschule von Linz in der Fadingerstraße 4. Die vielen Nichtgenügend in seinen Zeugnissen hatten nichts mit mangelnder Intelligenz zu tun. Im Gegenteil. Eichmann verstand in der Volksschule in Mathematik alles schneller als die anderen, aber ich spürte, dass ihm nichts in der Schule Freude machte. Er interessierte sich im Gymnasium nicht einmal für Geschichte, die uns alle begeisterte, weil unser Geschichteprofessor Herr Doktor

Leopold Pötsch so spannend erzählen konnte, dass die Germanen, die Griechen, die Römer, das Mittelalter, alles wurde lebendig. Pötsch wurde weltberühmt, weil er auch den schlechten aber von Geschichte begeisterten Schüler Adolf Hitler unterrichtete; auch wir saßen in der Klasse, hörten dem Vortrag dieses Professors zu, und es war, als würden die Menschen aus diesen längst vergangenen Zeiten leibhaftig vor uns stehen. Nur Adolf saß als steinerner Gast wortlos neben uns am Rand. Er zeigte kein einziges Mal auf, um seine Gedanken mit uns zu teilen. Er blieb jeder Lehrerfrage die Antwort schuldig. Ich hatte das Gefühl, Adolf protestierte mit seiner Antwortverweigerung gegen etwas das er nicht verstand. Und er war immer damit beschäftigt von den Lehrern unbemerkt während des Unterrichts vor ihm auf dem Pult liegende Blätter zu bekritzeln, die er beim Ertönen der Stundenglocke in Sekunden zerriss.“

Adolf war in Linz ein Protagonist von Mischas Leben und hatte so wie Sebba keinen Plan und keine Ideen für sein Leben. Diese Planlosigkeit verband die beiden. Mischa hatte viele Freunde, mit denen er sich herumtrieb, aber die mit Adolf verbrachte Zeit erlebte er intensiver als die mit den anderen verbrachten Stunden. Kennengelernt hatten die zwei einander 1915 im Burenkrieg von Linz; ihre Kämpfe im Wasserwald von Linz Kleinmünchen begannen im Geschichtsunterricht, als sie von Doktor Pötsch erfuhren, dass im weit entfernten Südafrika tapfere Buren gegen feige, landgierige Engländer mit Verzweiflung gekämpft hatten, bevor sie im englischen Weltreich verschwanden und für immer untergingen.

Ihre Gefechte waren gleichzeitig ein Krieg der Indianer gegen die Kavallerie der Bleichgesichter. Im Wasserwald kämpften Buren und von den Weißen unterdrückte Indianer gegen hinterlistige englische Eroberer, die ihnen Land und Freiheit nehmen wollten. Die Armeen der Buren verprügelten einander mit Stöcken und Ruten, die Artillerie feuerte mit Steinen und Erdklumpen auf den Feind. In Mischas Erinnerung waren heiße, rote Gesichter auf denen Haare kleben, dazu der Geruch von Schweiß und Blut, das nach Schlägen mit den Klingen selbstgeschnittener Schwerter und Tomahawks aus ihren kleinen Wunden floss, alle wollten Buren und Indianer niemand wollte ein Engländer sein, nach längstens zwei Schlachten mussten zwei Führer die Truppen neu aufstellen, so wie in den Turnstunden, wenn vor den Völkerballschlachten zwei vom Professor bestimmte Kapitäne ihre Mannschaften wählten. Adolf und Mischa waren immer unter den ersten gewählten Kämpfern. Er war neun, Mischa war acht Jahre alt.

Sie spielten in der Volksschule jeden Nachmittag Krieg. Den sie seit dem 28. Juli 1914 aus sicherer Entfernung erlebten. Tod und Zerstörung fanden weit weg von Linz statt.

Die Bilder von den Schlachten sahen sie in den Zeitungen, Mischa sah im Kino in der Wochenschau Panzer im Einsatz. Alle schwammen in einem Strom von Berichten, der an manchen Tagen zur Flut answoll. Die Litfaßsäulen in der Linzer Landstraße waren Kriegssäulen, auf denen klebten jeden Tag neue Plakate, die mit immer neuen Bildern die kaiserlich-königlichen Triumphe verkündeten, die Menschen sahen täglich die Bilder der österreichischen Helden, die Kanonen und den Kaiser, der zuletzt täglich mit einem Befehl die Erfüllung der vaterländischen Pflicht des Kaufs von Kriegsanleihen forderte.

Alle waren begeistert beim Ausbruch des ersten großen Krieges – „ich erinnere mich an ein Plakat, auf dem zwei k. u. k. Soldaten lachend Rücken an Rücken gelehnt dastehen, der eine schießt einem davonhüpfenden bärtigen Feind in seinen Allerwertesten, der andere hebt sein Gewehr mit aufgepflanzten Bajonett zum Stich in den Hintern eines davonlaufenden Feindes, darunter stand der Satz: jeder Schuss, ein Russ! Jeder Stoss, ein Franzos! - darüber lachten wir alle mit Fanatismus. In der Stadt konnte man in vielen Geschäften Teller und Kaffeehäferl mit Bildern des deutschen Sieges kaufen. Alle liebten die Soldaten und das Militär.

In unserer Schule liefen viele Schüler der Oberstufe mit der blauen Kornblume im Knopfloch herum, sie grüßten einander mit *Heil* und Herr Doktor Pötsch war als deutschfreiheitlicher Gemeinderat ein Protagonist dieser Stimmung. Pötsch stand mir menschlich nahe, weil er als Anhänger der Habsburger sich nach seiner Pensionierung im Jahr 1919 für die Selbstständigkeit der Republik Deutschösterreich einsetzte, wodurch er so wie wir Juden zu einem Feind des deutschen Volkes wurde. Ich ärgere mich noch in New York City über das lächerliche Gerede von den Volksfeinden. Mein Vater Harry Sebba hat als österreichischer Jude gemeinsam mit deutschen Soldaten für den Kaiser gekämpft, weil er an die Monarchie geglaubt hat. Viele Nichtjuden haben im Jahr 1914 jüdische Männer als Schwächlinge und Feiglinge gesehen, die nur an Rébbach, das ist schnell und leicht verdientes Geld, interessiert waren, aber mein Vater war ein Offizier, der in der Riesenschlacht von Grodek drei russische Maschinengewehr-Nester im Alleingang ausgehoben hatte, wofür ihm das Eiserne Kreuz verliehen wurde, er war ein deutschösterreichischer Held, wie konnte er ein Volksfeind der Deutschen sein? Mein Lieblingslehrer kam täglich in Fahrt, Doktor Pötsch unterrichtete mit einer Begeisterung, die uns in jeder Stunde für lange Momente aus dem Alltag herausriss. Ich erschrecke in New York darüber, dass Adolf Hitler und ich von demselben Lehrer begeistert waren.

Im Februar 1916 stand ich jeden Tag vor einer der mit Kriegsberichten beklebten Litfaßsäulen in der Landstraße und studierte den Kriegsverlauf. Da trat Adolf Eichmann

neben mich. Wir waren miteinander in die Volksschule gegangen, hatten im Wasserwald in einer Armee gegen Engländer und die US-Kavallerie gekämpft und saßen seit diesem Schuljahr in derselben Klasse des Gymnasiums, aber wir hatten noch nicht viel miteinander geredet. An diesem Februartag stand Adolf vor dieser Säule und klatschte mit Begeisterung in die Hände.

Meinen fragenden Blick beantwortete er mit dem Jubel über einen Sieg in Verdun!

Ich meldete ihm, dass dort mein Vater im Feld steht.

Da trat Eichmann einen Schritt auf mich zu, streckte mir wie ein Mann seine Hand entgegen und verkündete mir, dass es Zeit für ein ordentliches Gespräch sei.

Ich drückte sie, aber hatte ihm nichts zu sagen.

Als wollte er meine Schweigsamkeit ausgleichen, berichtete Adolf mir, dass er am 19. März 1906 in Solingen geboren worden und 1914 kurz vor Kriegsbeginn im Alter von acht Jahren mit seiner Familie nach Linz übersiedelt wäre. Sein Vater wäre schon 1913 nach Linz gekommen, weil er hier berufliche Chancen gehabt hätte, er holte ein Jahr später seine Familie hierher, sie integrierten sich schnell und gut, sein Vater wäre ein Unternehmer und schnell zum Vorsitzenden der protestantischen Glaubensgemeinschaft aufgestiegen.

In der Antwort auf meine Frage nach dem Einsatzort seines Vaters war etwas wie Verachtung des Sohnes nicht zu überhören, der mir mitteilen musste, dass Herr Eichmann kein Soldat sei. Dann besprachen vor dieser Säule in Linz die Ereignisse des Krieges und ärgerten uns über den reißerischen Stil der Kriegsberichterstatteerin Alice Schalek, die keine Ahnung von Militär und Taktik hatte.“

40 Jahre nach der Begegnung mit Adolf Eichmann an einem Nachmittag in Linz saß Mischa Sebba eine halbe Stunde nach Mitternacht in New York vor einem Tonband und in der freudigen Erinnerung an seine Kindheit war etwas Fremdes – „unsere Freundschaft begann in einer Mathematikstunde von Professor Willibald Schütz, der Mathematik nicht nur erklärte, sondern sie mit Leidenschaft für Zahlen vortrug, sprach der über Sinus und Kosinus, klang das, als beschrieb er seine Geliebte. Aber er war gefürchteter, wir saßen in der zweiten Klasse der Unterstufe, Schütz hatte im ersten Jahr ein Drittel der Klasse eliminiert, in seinen Stunden herrschten Schweigen und Angst, niemand riskierte Späße, doch eines Tages am Beginn des zweiten Unterstufenjahres stand der Herr Professor mit dem Rücken zu uns an der von ihm mit Formeln beschriebenen Tafel, als ein Papiervögelchen durch den Klassenraum segelte, sich auf seiner Glatze niederließ und ein durch die ganze Schule schallender Gelächersturm das Klassenzimmer erschütterte.

Schütz wirbelte herum. Böse Augen fixierten die Klasse, die ihm schreckensstarr gegenüber saß. Alle zitterten vor dem erwarteten Gebrüll, doch Schütz flüsterte gerade noch hörbar: Wer ist verantwortlich für diese Störung meines Vortrags?

Ich hatte gesehen, dass Adolf ein Papierblatt gefaltet und grinsend geworfen hatte, was mich beeindruckte, weil ich wusste, dass er nach katastrophalen Prüfungen auf der Todesliste von Schütz weit oben stand. Der Professor sagte, dass nun leider alle für einen büßen müssen und es ihn anekelte, dass ein erbärmlicher Feigling seine Klassenkameraden für seine freche Dummheit leiden ließ.

Da stand ich auf. Als einer der zwei besten Mathematiker unserer Klasse sah ich Professor Willibald Schütz gerade ins Gesicht und sagte: Sehr geehrter Doktor Schütz, ich entschuldige mich für den von mir begangenen Unsinn, der sicher nicht böse gemeint war. Seit dieser Stunde waren Adolf und ich Freunde.“

Aber in Amerika leugnete Mischa Sebba seine Freundschaft mit Eichmann.

Familie Sebba verfolgte den Eichmannprozess von April bis Dezember '61 genauestens, das wurde teilweise *live* in den USA übertragen. Eichmann beruft sich auf Mischa ohne ihn namentlich zu nennen, mein Großvater ist so etwas wie der Kronzeuge dafür, dass Eichmann von sich sagen konnte, kein Antisemit gewesen zu sein.

Als Mischas Enkelsohn weiß ich von meinem Vater Grischa, dass Mischas Eichmann-Freundschaft in Linz kein Gesprächsthema der Familie war, man empfand das als nichts Besonderes. In Amerika waren Hitler, Holocaust und Emigration Themen vieler Gespräche in der Familie, dabei ging es manchmal um Eichmann und man sagte, besser wenn hier niemand von dieser Freundschaft wusste, man war damals in Amerika schnell ein Kollaborateur. Wie es Mischa schaffte, hier Fuß zu fassen, konnte ich mir auf 2 Tonbändern anhören, da wusste Grischa nicht so viel, zu ihm hatte sein Vater Harry immer eine reservierte Beziehung, vielleicht weil er nie Harry zu ihm sagte, vielleicht weil er allein über London nach Amerika ging, vielleicht weil er aus New York an die University of Georgie Universität in Athens eilte.

Bei meinem Versuch als Enkelsohn mit Grischa über Eichmann und seinen Bruder zu reden, sagte der bei einem Gespräch auf der Promenade am Ufer des Michigan Sees in Chicago lächelnd, dass diese Freundschaft seines Bruders eines der größten Rätsel seines Lebens sei. Er konnte sich nicht vorstellen, worüber die zwei auf ihren stundenlangen Spaziergängen redeten aber hatte kein Interesse an Eichmann, dem er nie nahe genug kam, um ihn mit seinem Vornamen anzureden; wenn dieser Freund Mischas eintrat, flüchtete er in sein Zimmer oder aus dem Haus - Eichmann erschien ihm flach, dumm und irgendwie böse, aber er war oft bei Familie Sebba in der Bismarckstraße 4

zu Besuch, ein Beobachter würde sagen, dass ihre Freundschaft von Eichmann ausging, der sich oft selbst einlud.

Mischa wohnte mit seiner Familie in sechs großen, hohen und hellen Räumen, diese Wohnung war ein Ort des Lichts, die Einrichtung war leicht, geschwungen und vor den hohen Fenstern hingen luftig flatternde fast durchsichtige Vorhänge, die Wände wirkten offen durch die an ihnen angebrachten zu allem Möglichem inspirierenden Augenblicksbilder von mit seiner Mutter befreundeten Künstlern; nicht nur Adolf gefiel es hier. Zweimal war er mit Mischa, der ihn dazu wortreich überredet hatte, als Gast bei der Familie Eichmann, *a horrible experience*. Grischa nannte die Eichmann-Wohnung einen Keller im dritten Stock, Mischa musste zugeben, dass es ihm dort auch nicht gefiel, aber er behauptete mit Leidenschaft, dass ihn die Eichmann-Atmosphäre als Schriftsteller anregte.

Adolf Eichmanns ehrgeiziger Vater litt unter den Noten seines Sohnes; er war streng, liebte seine Frau und jedes einzelne seiner fünf Kinder, aber er beklagte sich bei Mischa über die Faulheit seines Erstgeborenen und fragte ihn einmal bei einem seiner Besuche, ob er Adolf, der beim gemeinsamen Essen am Tisch neben ihm Platz genommen hatte, gegen angemessene Bezahlung Nachhilfe geben würde - die zwei machten nur ein einziges Mal miteinander die Hausübungen; bei Mischa in der Bismarckstraße, das war seine Bedingung, die Atmosphäre in der Familie Eichmann war ihm zu eng. Beklemmend. Die Eichmann Wohnung in der Bischofstraße 3 war groß, hoch und düster. Aus schwerem Holz gearbeitete Möbel standen wie für die Ewigkeit aufgestellt schwarz und dunkel in allen Räumen. Mischa erinnerte sich an Schränke mit dunkelbunt zusammengefügt kleinen Glasscheiben und fein gedrechselten Ecken. In der großen Küche stand ein schwerer Eichentisch und im riesigen Wohnzimmer ein mächtiger Flügel, der ihn an ein schwarzes Schlachtschiff denken ließ. Alle Räume wirkten durch die massigen Möbel klein und eng. Die Tischplatten aller Tische waren dick. Eiche. Buche. Schwere Vorhänge hingen dunkel vor den hohen Fenstern. Großflächige altdeutsche Landschaften in Öl waren umrahmt von schwerem, vergoldetem Holz und verhinderten jede Aussicht. Vom Nationalsozialismus war bei Familie Eichmann nichts zu bemerken, im Gegenteil, diese Familie war viel zu religiös, da war kein Raum für Hitlerverehrung. Adolfs Vater redete ständig über Gott, Schuld und den Tod, als natürliche Folge der Schuld, die jeder Mensch hat. Dass Herr Eichmann Mischa das unschuldige Leben, Leiden und Sterben seiner ersten Frau so ausführlich und emotional beschrieb, war ihm unangenehm, ja peinlich, er war 16 Jahre alt!

Der Vater ließ sich das Versagen seines Sohnes in der Schule nicht bieten, er schickte ihn arbeiten. Steckte ihn zuerst in die von ihm geleiteten Firmen. Weil Rundfunk

damals als Hochtechnologie galt, befahl er seinem Sohn zweieinhalb Jahre lang eine Rundfunktechnikerlehre, als Adolf beruflich nicht weiterkam, kümmerte sich der Vater um die Karriere seines Sohnes; er entdeckte in einer Tageszeitung die Ausschreibung einer Stelle als Reisevertreter der *Vacuum Oil Company*, telefonierte mit Onkel Fritz, einem Cousin seiner zweiten Frau der ein Freund des Generaldirektors dieser Oil-Company war, und Adolf bekam den Termin für ein Bewerbungsgespräch bei der Firma in Wien wo ein Jude namens Popper damit in die Geschichte einging, dass er den 22jährigen Eichmann für zu jung hielt ihn aber auf Befehl des Generaldirektors 1928 einstellen musste. Bei einer kurzen Schulung in Linz wurden Adolf Verkaufstechniken, alles über Erdöl, Benzin und Kerosin beigebracht, dann verkaufte er nicht nur Erdölprodukte, sondern erstellte Lieferpläne für Benzin, außerdem suchte er Standorte für Tankstellen und wurde mit einem Motorrad kreuz und quer auf Tour durch Oberösterreich geschickt. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, liebte die verträumte Landschaft des Mühlviertels und schwärmte davon in der Einsamkeit des Waldviertels an wunderbar stillen Orten aufgehoben zu sein. Adolf arbeitete hart und machte Karriere. Während der Woche im Land unterwegs, fuhr er jeden Freitagabend zurück zu seiner Familie nach Linz, wo er an den Samstagvormittagen seine Büroarbeiten erledigte. Adolf verdiente Geld, alles war 1000mal besser als die Schule.

Eichmann hatte keine Fantasie aber Begeisterung und Konsequenz. Als er nach seinem Schuldesaster und diversen Jobs in den Firmen seines Vaters durch die stiefmütterlichen jüdischen Wien-Beziehungen als Vertreter bei der Wiener Ölfirma Vacuum Oil Company endlich den richtigen Job gefunden hatte, war er sehr gut, weil er von seiner Arbeit begeistert war. Adolf respektierte und bewunderte Herrn Weiss, den Generaldirektor dieser Oil Company, sein jüdischer Chef, war ein Vorbild für ihn. Eichmann hatte zum ersten Mal in seinem Leben Erfolg, er verdiente bei einer Arbeitslosigkeit von zwölf Prozent gut, war Herr seiner Zeit und hatte ein Motorrad. An den Wochenenden war er ein fantastischer Tänzer, der viele Freundinnen hatte. Mischa war immer der zweite Mann hinter Adolf, der gerne teilte; durch die Vermittlung des Tänzers Eichmann erlebte er zweimal sehr schöne Frauenstunden, was ihn natürlich inniger als viele Gedanken mit meinem Freund verband.

Grischa erzählte mir, dass er Mischa und seinen Freund Adolf bei einer zufälligen Begegnung einmal beobachtet hatte, wie sie auf der Mozart-kreuzung von Linz stehen blieben, Eichmann seinen Bruder näher zu sich heranwinkte, seinen Mantelkragen nach vorklappte und ihm ein an der Innenseite seines Kragens steckendes Hakenkreuz zeigte, dabei verschwörerisch herumblickend.

Mischas Eltern hatten keine Zeit für Politik.

Sein Vater Harry kannte als Besitzer einer Drogerie den menschlichen Körper so gut wie ein Arzt. Er hieß Harald, aber wollte als bekennender Anglophiler englisch mit Harry angeredet werden, für Mischa war er schon als Kind ein Harry, zu dem er nie Vater sagte. Seine Mutter Greta, in jungen Jahren eine Schönheitskönigin, die sich mit einem Schönheitssalon in der Innenstadt beschied, war ein Star ohne Schauspielerei im Film oder Theater; Margarete getauft, bestand sie darauf mit Greta angesprochen zu werden, wichtig war ihr das *a*, die Garbo hieß ja nicht Grete, sie wie in Oberösterreich üblich mit Greti oder gar als Gretl anzureden, wäre eine Beleidigung gewesen, um sie zu ärgern sagte Mischa Mutter oder Mama zu ihr.

Mischas Eltern arbeiteten in Linz hart, aber lebten für ihre Villa auf dem Froschberg. Jedes Wochenende von Freitag nach der Arbeit bis Montag in der Früh residierte die Familie in dieser Anlage mit Aussicht in die Unendlichkeit, alle Urlaubsreisen steckten in diesem Haus - im oberen Stockwerk lagen das Schlafzimmer der Eltern, der Wirtschaftsraum, die Zimmer von Grischa und Mischa, im Erdgeschoß waren Küche, Speisezimmer und Living Room, das Wohnzimmer musste englisch ausgesprochen werden. Rund um das Obergeschoß verlief eine hölzerne, überdachte Galerie mit der schönsten Aussicht der Welt, wo man lesend und nachdenkend im Trockenen saß, wenn im Frühling, Sommer oder Herbst der Regen in die Landschaft fiel. Das Haus stand in der Mitte des schönsten Gartens der Welt, umgeben von Kirschen-, Marillen- und Zwetschkenbäumen, dazu eine Linde in der hinteren linken Ecke, zwei Tannen standen rechts und die Wiese war ein Meer aus Primeln, Margeriten und Rosen.

Mischas Mutter Greta hatte am Froschberg das Kommando und führte ein offenes Haus in dem ein paar Hundert Freunde und Bekannte der Familie, mehr Nichtjuden als Juden, ständig mit Hallo, Küsschen und Umarmungen aus- und eingingen. Während des Sommers erregte sie mit ihren Gartenfesten Aufsehen, es gab es hier jedes Wochenende Kammermusik, die von einem Streichquartett oder einem kleinen Orchester mit Sängerin oder Sänger aufgeführt wurde, dazu kamen Maskenfeste oder von Greta veranstalteten Dichter-Lesungen. Nur die persönlich Eingeladenen waren mit Mischas Eltern befreundet und durften einen, zwei oder drei nette Menschen mitnehmen, so kam es, dass bei manchen Festen fünfzig, sechzig oder siebzig Fremde einen Abend, der oft erst in der Morgendämmerung endete, hier verbrachten und jeder Gast in der Früh mit neuen Freunden und Freundinnen beschwingt heimging – nach hitzigen Debatten über Filme, Bücher und Opern. Mitte der Dreißigerjahre war ein später weltberühmter Hollywoodstar hier Gast, am Froschberg war Leo Askenasy, der

als *Leon Askin* mit Richard Burton, Peter Ustinov und Elisabeth Taylor Filme drehte, von seinem Ruhm noch weit entfernt; Theaterdirektor Brantner, ein Freund von Greta, brachte Askenasy mit, als der am Linzer Landestheater als Schauspieler engagiert war und auch als Regisseur Erfolge feierte, Askenasy floh 1938 aus Österreich nach Amerika. Am Froschberg wurde viel gelacht. Die Abende mit Musik, Literatur und Tanz machten den Menschen Spaß, manche Lesungen gaben viel zu denken. Harry, Greta, Grischa und Mischa wohnten unter der Woche in der Bismarckstraße 4, wo sie nicht viel von dem bemerkten, was in Linz passierte, aber sie wussten alles, weil auf dem Froschberg am Wochenende von Freitag bis Sonntag über Parlamentarismus, Liberalismus, steigendem Antisemitismus und über die im politischen Sozialdarwinismus verwirklichte Auslese durch Evolution in der Politik diskutiert wurde.

Greta Sebba, Harrys Frau, belächelte den in einfältigem Bauerndeutsch formulierten katholischen Antisemitismus, wenn im kirchlichen Wochenmagazin *Schönere Zukunft* und in der christlichsozialen Parteizeitung *Reichspost* vom Kampf gegen den jüdischen Marxismus und Bolschewismus die Rede war. Sie amüsierte sich über die im Ständestaat erlassenen Gesetze der Zensur von Film und Literatur anlässlich des Films *Ekstase* mit einer Nacktszene von Hedy Lamarr. Sie lachte über die in der Zeitung abgedruckte Parlamentsdebatte nach einer Eingabe des christlichsozialen Nationalratsabgeordneten Anton Jerzabek, der die schwarze amerikanische Tänzerin Josephine Baker, die im Roten Wien auftreten durfte, als Halbblutnegerin und Schweinetänzerin beschimpfte. Bakers Auftritt sorgte für einen Sühnegottesdienst im Wiener Stephansdom, worüber sich in Linz nicht nur Juden wunderten. Als Jerzabek behauptete, der jüdischen Kultur ginge es vor allem um die krankhafte Zersetzung des deutschen Volkes, stürmte Greta ins Landhaus und forderte von den gerade zufällig anwesenden Politikern eine christlich-vernünftige Entgegnung, was für einige Heiterkeit sorgte.

Harry schimpfte in diesen Runden am Froschberg über die Hetz-Schriften Richard Wagners und über die peinlichen pangermanischen Schriften des Engländers Houston Stuart Chamberlain, der von einer arischen Rasse fantasiert und für den Germanen kämpferische Idealisten und die Seele der Kultur waren, der französische Diplomat und Schriftsteller Graf Arthur de Gobineau, den Chamberlain für seine Schriften über die Ungleichheit von Menschenrassen bewunderte, war für Harry Sebba aus Linz ein dekadenter Adeliger ohne Ahnung von der Wirklichkeit und vom Leben der Menschen. Manchmal wurde bei diesen turbulenten Gesprächsabenden viel über Hitler und die Begeisterung von Linz gelacht, doch bald verging bei jeder Party das Lachen in einer nachdenklichen Stille. Alle hier wussten, dass die Unabhängigkeit der Republik Österreich für Juden eine Frage des Überlebens war, Harry ärgerte sich jede Woche

darüber, dass im Linzer zionistischen Mitteilungsblatt kein Bekenntnis zum Staat Österreich stand. Dollfuß, Schuschnigg und der Ständestaat waren für meinen Urgroßvater Harry Sebba das kleinere Übel aber zu dumm-katholisch, wie er immer statt römisch-katholisch sagte, um mit den „Christusmördern“, wie die Juden plötzlich von Zeitungen genannt wurden, gemeinsame Sache gegen die Nazis zu machen. Die Dollfuß-Christen verstanden nicht, dass sie nur mit den Juden, die oft Sozialisten und Kommunisten waren, vielleicht eine Chance gegen Hitler gehabt hätten.

Dass Adolfs Stiefmutter Mischa ohne der bei ihr üblichen Herzlichkeit begegnete, irritierte ihn, bis ihm sein Freund erklärte, dass er seiner Mutter sympathisch sei, weil er ein fleißiger, anständiger und gescheiter Junge wäre, sie wusste, dass Adolf von ihm alle Hausübungen abschrieb und ihr Sohn ohne Mischa in der Schule verloren wäre, aber sie war sehr fromm und wurde nicht damit fertig, dass Mischas Volk, also die Juden, ihren Herrn Jesus Christus ans Kreuz genagelt und ermordet haben.

Mischa hätte fast gelacht und dachte, dass Adolf Spaß machte. Aber der sagte mit einem dunklen Ernst, den er an ihm nicht kannte, dass für seine zweite Mutter Maria die Juden *Gottesmörder* seien und mit so jemandem könne sie nicht befreundet sein, auch wenn dieser Mensch so lieb, nett, wohlerzogen und ein Freund ihres Sohnes wäre. Maria Eichmann tat Mischa allerdings trotz seiner Abstammung von den Mördern ihres Gottes nie etwas Böses. Im Gegenteil. Oft wurde Mischa, der jüdische Gast, bei seinen Besuchen mit den köstlichsten Speisen reichlich bewirtet, als wollte die Köchin etwas bei ihm gutmachen.

Mischa hätte Frau Eichmann sagen können, dass Jesus Christus ein Jude wie Mischa Sebba war, jüdisch geboren, erzogen und aufgewachsen, aber leider wurde Jesus mit dreiunddreißig Jahren von anderen Juden umgebracht. Mischa erschien das Leben von Jesus immer als eine Tragödie. Aber er sagte nichts zu Maria Eichmann, weil Religion für ihn kindisch war. Er war siebzehn Jahre alt und erinnerte sich an dieses Gespräch über Adolfs Mutter so gut, weil er mit ihm und anderen aus ihrer Klasse einen Tag später mit einer tollen Party seinen achtzehnten Geburtstag feierte. Er war erwachsen und der Glauben an einen Gott, das galt auch für den Gott der Juden, erschien ihm längst unmöglich.

4

Das Erzählen seiner Erinnerungen tat Mischa Sebba gut – „mein Österreich endete im Februar 1934, auf dieses Ende folgte kein Anfang auch wenn Österreich noch bis zum 12. März 1938 existierte. Im Februar '34 lebten nur meine Eltern unter der Woche in der Bismarckstraße 4. Sie bekamen von den Februarereignissen nicht viel mit, obwohl

das Unglück in der Nachbarschaft ihrer Wohnung begonnen hatte, sie wohnten in Luftlinie etwa 200 Meter entfernt vom Hotel Schiff in der Linzer Landstraße, wo sich die Parteizentrale der oberösterreichischen Sozialisten befand, aber sie hatten ab dem 10. Februar '34 Urlaub und weilten auf dem Froschberg. Ich arbeitete auf einer Baustelle in Gallneukirchen und lebte seit meinem zwanzigsten Geburtstag in einer Wohnung im Kanonenkugel-Haus von Linz-Ebelsberg, wo von der Napoleonschlacht, die im Jahr 1809 an der Brücke geschlagenen wurde, eine Kugel in der Mauer steckte.

Grischa wohnte in Wien.

Ich eilte im Februar '34 jeden Tag nach Gallneukirchen, um eine Baustelle in Schwung zu halten. Am zwölften, das war ein Montag, war ich wie immer zeitig unterwegs in die Arbeit und bemerkte nichts. Beim Abendessen saß ich mit meinen Eltern am Froschberg auf der Terrasse unserer Villa. Wir hatten keine Ahnung, was unten in der Stadt passierte, und beobachteten beim Tee sitzend mit einem von einem zum anderen weitergereichten Fernglas die Kämpfe. Auf der Donaubrücke standen Barrikaden. Die Heimwehr feuerte mit Kanonen nach Urfahr, der Schutzbund schoss mit Gewehren zurück. Das in unserer Nachbarschaft stattfindende Gefecht um den Gasthof Jägermayrhof hörten wir, aber gingen natürlich nicht aus dem Haus. Otto Punzenberger und Anton Trauner, zwei Soldaten des Bundesheeres die ich vom Sehen kannte, starben bei den Jägermayrhof-Kämpfen. Von den kriegerischen Auseinandersetzungen in der Diesterwegschule erzählten uns Augenzeugen nach dem Urlaub der Eltern.

Viele redeten von einem Bürgerkrieg.

Ich sehe heute in New York die Februar-Kämpfe des Jahres '34 als einen Aufstand bei dem die Roten nirgends eine Chance hatten. Gekämpft wurde 1934 in Österreich zwei Tage in Linz, Wien, Steyr, Bruck in der Steiermark und Wiener Neustadt, wo es Industrie und viele Arbeiter gab wurde gekämpft, im Rest des Landes bekam man von den Kämpfen und vom Tod nichts mit, in Linz konnten wir uns am Froschberg das Kampfgeschehen beim Tee wie einen Film im Kino anschauen.

Dollfuß triumphierte und führte für die Standgerichte nach der Revolte die 1920 abgeschaffte Todesstrafe wieder ein, um Sozialisten legal umbringen zu können. Die ersten in den Zeitungen gemeldeten Urteile hätten dem Volk zu denken geben müssen: Ein reicher Bauernsohn, der seine Magd geschwängert und ermordet hatte, wurde trotz Todesurteil begnadigt, ein halbdebiler Landstreicher, der einen Heuhaufen anzündete, als ihn der Besitzer vom Hof verjagt hatte, wurde gnadenlos gehängt, die wieder eingeführte Todesstrafe bedeutete Klassenjustiz.

Die Standgerichtsprozesse gegen Schutzbündler begannen am Mittwoch, dem 14. Februar; als Dollfuß am Abend dieses Tages in einer Radio-Rede den Mitgliedern des Republikanischen Schutzbundes Gnade versprach, wenn sie ihre Waffen abgaben, waren einige Todesurteile an von der katholischen Presse zu Führern des Aufstandes erklärten Männern schon vollstreckt. Karl Münichreiter, ein Schuhmacher aus Wien, Vater von drei Kindern, war schwerverwundet auf der Trage zum Galgen geschleppt und gehängt worden; der Arbeiterführer Koloman Wallisch war als Bestie Wallisch von der bürgerlichen Presse denunziert worden, in der Zeitung war zu lesen, dass der Henker von Wallisch, ein Fleischhauer aus Wien namens Spitzer, am 19. Februar 1934 um 22 Uhr 40 sagte: Herr Wallisch, bei Ihnen ist es mir ein ganz besonderes Vergnügen! Dollfuß wollte Härte zeigen und Exempel statuieren.

Und Justizminister Schuschnigg, der mehrmals gegen den Antisemitismus aufgetreten war, zeigte sein wahres Gesicht der Grausamkeit, als er die Weiterleitung von Münichreiters Gnadengesuch an den Bundespräsidenten Miklas verhinderte. Er zog auch den Standgerichtsprozess gegen den Floridsdorfer Feuerwehrkommandanten Georg Weissel durch, obwohl der Mann nicht einmal gekämpft hatte sondern bei der Versammlung und Bewaffnung seiner Schutzbundgruppe verhaftet worden war; auch diesen Mann ließ Schuschnigg hinrichten, ohne das Verfahren an die ordentlichen Gerichte weiterzuleiten, wo seltener Todesurteile gesprochen wurden. Standgericht bedeutete Tod und das Dollfuß-Regime wollte mit dieser Rachejustiz seine Macht demonstrieren.

Erst in New York erfuhr Harry Sebba von der Tragödie seines Freundes Karl Leischko, ein intelligenter Schriftsetzer, mit dem sich Greta oft stundenlang über die Bücher von Goethe, Schiller und Thomas Mann unterhalten hatte. Leischko kam manchmal zum Tarockieren in die Bismarckstraße und war am 12. Februar nach der Arbeit auf dem Weg zu ihnen, als ihn seine tödliche Kugel traf. Auch der Privatier Josef Schmidt, ein Theaterfreund meiner Mutter, wurde irrtümlich erschossen; Heinrich Pollhammer, ein mit meinen Eltern befreundeter Gutsbesitzer aus Nettingsdorf bei Ansfelden, wurde vor seiner Wohnung in Linz erschossen, als er seine Waffen den Schutzbündlern übergab, weil er selbst nicht kämpfen wollte. Der Brauereiarbeiter Anton Bulgari wurde am 22. Februar in Linz wegen eines Zusammenstoßes mit der Gendarmerie am Polygonplatz zum Tod verurteilt und hingerichtet, nachdem das Standrecht am 21. Februar schon wieder aufgehoben worden war. Die Sozialisten waren schnell besiegt, ich kann heute nur mit Verbitterung über viele Rote lachen, die gingen in die innere Emigration und glaubten, dass der österreichische aus Italien importierte Faschismus bald vorbei

war, so wie sie seinerzeit geglaubt hatten, dass der Erste Weltkrieg zu Weihnachten gewonnen sein würde.

Über die Zahl der sogenannten Februar-Toten wurde bei uns heftig diskutiert, niemand wusste Genaues über Kämpfe und Opferzahlen. Ich schätzte, dass etwa 100 Rote, etwa 100 Angehörige der Regierungskräfte und 100 Menschen als Zufallsopfer starben. Die jüdische Mehrheit von Linz schwieg zu diesen Ereignissen. So wie sie auch aus Angst vor antisemitischen Übergriffen beim Juliabkommen zwischen Hitler und Schuschnigg im Juli 1936 schweigen sollten, mein Vater Harry Sebba war der einzige Linzer Jude mit politischem Verstand und Weitblick, er warnte vor den vielen Nationalsozialisten, die sich im Staatsapparat festsetzten.

Viele Rote flüchteten nach dem Februar '34 in die Sowjetunion, wo sie nicht das Gefühl hatten, willkommen zu sein. Oder sie kämpften ab Juli 1936 im spanischen Bürgerkrieg, wo drei Jahre lang das ganze Land Kriegsschauplatz war und ungefähr zweitausend österreichische Sozialisten, darunter ein paar hundert Juden, gemeinsam mit Sozialisten aus der ganzen Welt mit den Internationalen Brigaden gegen die Faschisten des General Franco zu kämpfen. Auch Ernest Hemingway kämpfte mit und schrieb darüber mit *For Whom The Bell Tolls* einen der besten Romane aller Zeiten. Ein Meisterwerk war auch die Verfilmung mit *Garry Cooper at his best*, und vergessen wir nicht die großartige Ingrid Bergmann.

In Mischa Sebbas Stimme war Trauer – „mein Vater Harry litt an der österreichischen Politik. Die Sozialistenprozesse mit der Ermordung tausender Sozialisten waren der einzige politische Erfolg von Engelbert Dollfuß, dass dieser Mann nach 1945 von der Österreichischen Volkspartei als Märtyrer des Kampfes gegen Hitler gefeiert wurde, empfanden nicht nur Sozialisten als lächerlich. Dollfuß löste im März '33 mit einer Verordnung den Republikanischen Schutzbund auf, um die Sozialdemokraten zu entwaffnen, wenig später wurde die Partei verboten, im Mai folgte das Verbot der kommunistischen Partei, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei wurde im Juni verboten. Dollfuß und dann Schuschnigg machten ein Gesetz nach dem anderen gegen Sozialisten und Kommunisten, die Regierenden begriffen nicht, dass der wahre Feind des freien Österreichs seit Ende Jänner 1933 der deutsche Reichskanzler war. Der kleine österreichische Diktator errichtete 1933 in Wöllersdorf das erste Konzentrationslager in Österreich und nannte es Anhaltelager.

Ich weiß von meinem Vater, dass die Gewerkschaften mit den Sozialisten im Sommer 1933 das Programm Arbeit für 200 000 entwickelten und es vergeblich im Parlament vortrugen, die Regierung beschoss ein Gesetz gegen das angeblich bei den Sozialisten

so populäre Nacktbaden, an das sich in den in den Linzer Donau-Auen beim Weikerlsee niemand hielt. Als Dollfuß an der Macht war, verhinderte seine Regierung Investitionen in die Technik von Fabriken oder Subventionen zur Modernisierung der Landwirtschaft. Dollfuß und sein Nachfolger Schuschnigg machten wegen der nur für einen Sparkurs an Österreich vergebenen Völkerbundanleihen Sparpolitik. Arbeitslosigkeit überrollte das Land. Steyr und Linz wurden Armenhäuser, aber der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit war kein Thema dieser Politik.

Gut gelang Dollfuß nur die Inszenierung seiner Macht.

Der Bericht von seiner Rede im Prater-Stadion, dem größten Stadion des Landes, in der Kino-Wochenschau vor dem Film dauerte eine Stunde. Auch vom Katholikentag in Wien gab es viele Bilder mit Dollfuß in den Zeitungen und einen Bericht in der Kino-Wochenschau zu sehen. Die österreichische Bischofskonferenz hatte sich im Dezember 1933 für die Unterstützung des Führerstaats von Dollfuß ausgesprochen und das ging für Harry und seine Freunde bei aller Liebe zu Österreich gar nicht. Der Konkordats-Vertrag zwischen Staat und Kirche, in dem vor allem Eherecht und Schulwesen im Sinne der Kirche geregelt war, wurde wegen des seit März '33 von Dollfuß ausgeschalteten Parlaments von der Dollfuß-Regierung am 1. Mai 1934 zu einem Teil der Verfassung des Bundesstaates Österreich erklärt, was die Menschen in ihrem Alltag nicht spürten, außer dass in gewissen Zeitungen von den Gottesmördern der Frau Eichmann die Rede war.

Zeitungen und das Radio meldeten zustimmend, dass Papst Pius XI. schon im Mai 1931 in einer Enzyklika verkündet hatte, dass Sozialismus mit der katholischen Kirche immer unvereinbar sei, auch wenn Eigentumsfragen und Klassenkampf berechtigt sind, bleibe der Gegensatz zwischen sozialistischer und christlicher Gesellschaftsauffassung unüberbrückbar, niemand könne gleichzeitig gläubiger Katholik und überzeugter Sozialist sein.“

Mischa war in Linz beeindruckt vom oberösterreichischen Bischof Johannes Maria Gföllner, der nannte die Nationalsozialisten schon 1929 falsche Propheten und verkündete seinem Volk als Hitler Ende Jänner 1933 die Macht eroberte mit einem von allen Kanzeln der Diözese Linz verlesenen „Hirtenwort“, dass es unmöglich sei ein Katholik und Sozialist oder Nationalsozialist zu sein, die nationalsozialistische Rassenlehre war für ihn unmenschlich und unchristlich, er verurteilte in seinem in einer Auflage von 35 000 veröffentlichten und an christliche Haushalte verschickten Hirtenbrief den nationalsozialistischen Judenhass, indem er auf die vielen Juden verwies, die ihre Religion überwunden hätten, aber Gföllner schimpfte auch über den von gottentfremdeten Juden praktizierten jüdischen internationalen Weltgeist der in Presse,

Literatur, Theater und Film die christliche Volksseele vergiftete. Das Judentum stand für ihn im Bund mit Freimaurerei und war Träger des Kapitalismus, Sozialismus, Kommunismus und es sei die Gewissenspflicht jedes Christen, den schädlichen Einfluss des Judentums in Kultur und Politik zu bekämpfen, aber. Als Hitler nach seiner triumphalen Ankunft am 12. März 1938 den Dom besuchte, schickte der Bischof Gföllner den Domkapitular Prälat Schöfecker als seinen Vertreter und er verweigerte seine Unterschrift unter einem Vertrag zwischen den Nationalsozialisten und der Kirche.

5

Als Hitler an die Macht kam, war Linz stolz auf ihn.

Ein Lehrer namens Huemer, der dem Schüler im Gymnasium in Französisch einen Fünfer gegeben hatte, lief herum und verkündete, dass er seinem ehemaligen nun so berühmten Schüler schon gratuliert und mehrmals getroffen hätte, viele Menschen lachten den Mann aus. Die zwei großen Parteien Österreichs hatten einen Feind, dessen Diktatur für Dollfuß und Schuschnigg gleichzeitig ein Vorbild war, für die Sozialisten war die Lage eindeutig. Harry berichtete seiner Familie beim Abendessen von Hitlers Machtergreifung und dass die Sozialdemokraten endlich das Ziel des Anschlusses an Deutschland aus ihrem politischen Programm gestrichen hätten. Seine Familie merkte von der Weltpolitik in Linz nichts.

Hitler hatte in Deutschland als Parteichef der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei entschieden, dass nicht Wien, sondern Linz Sitz der österreichischen NSDAP sein wird, auch die Kontakte zu Deutschland sollten über die Hauptstadt von Oberösterreich abgewickelt werden. Plötzlich waren viele Zeitungen voller Hass und Wut auf Juden. Plötzlich begannen die Überfälle. Auf Kommunisten, die auf dem Heimweg von einer Besprechung verprügelt wurden, oder es wurde ein Ladung Mist vor dem Hotel Schiff, wo sich die Sozialisten immer trafen, abgeladen oder Besoffene stürmten den Arbeiterball und benahmen sich dort wie Tiere.

Ende Jänner 1933 feierten die Nationalsozialisten in Linz und Wels Hitlers Ernennung zum Reichskanzler mit Fackelzügen. Die Demonstration von 10 000 Sozialdemokraten gegen den Faschismus im Februar '33 in Linz beruhigte viele Menschen. Für Beruhigung sorgte auch das Verbot der NSDAP nach ihrem Putschversuch im Juli '34. Dieser Putsch war schon am Abend des 25. Juli gescheitert, in Oberösterreich hatte es nur in Kollerschlag, im Mühlviertel Kämpfe mit Toten gegeben. Der wichtigste Tote war Kanzler Engelbert Dollfuß, der am 25. Juli in Wien erschossen worden war, einige Juden redeten von einen Märtyrerkanzler. Für meinen Vater Harry war Dollfuß ein eitler, aufgeblasener Dummkopf, der genau diesen Tod wollte, nur so konnte dieser

kleine Mann als Großer in die Geschichte seiner Partei eingehen, was ihm mit seiner Politik nie gelungen wäre. Es gab in Linz Totengedenkgottesdienste und Gedenkempfang durch Landeshauptmann Gleißner. Die jüdische Kultusgemeinde verstand, dass Bischof Gföllner am 28. Juli für Dollfuß alle Glocken von Linz läuten ließ, die Trauerfeier für Dollfuß in der Linzer Synagoge war der Grund für den Ausstieg vieler Juden aus dieser Gemeinde.

Mussolini ließ nach diesem Anschlag seine Truppen an der Grenze aufmarschieren und versprach Hilfe für den Fall eines Einmarsches der Deutschen in Österreich, wenn die österreichischen Faschisten alle Sozialisten und Kommunisten einsperrten. Ihre Partei waren zwar verboten, aber die Nazis wurden täglich mehr, frecher und brutaler, die Herren von der Gendarmerie standen ein Liedchen pfeifend daneben, wenn jüdische Geschäfte verwüstet und jüdische Bürger verprügelt wurden. Die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung von Linz war durch die Existenz von England und Frankreich beruhigt, bis auf Harry Sebba. Er war der einzige Linzer Jude, der sich empörte, als Hitler im März 1935 die allgemeine Wehrpflicht einführte, was im Vertrag von Versailles verboten worden war, und er war entsetzt als Hitler 1936 das Rheinland besetzte. Harry Sebba kümmerte sich schon um die für die Ausreise seiner Familie nötigen Dokumente, als ihn die Mitglieder der jüdischen Gemeinde noch auslachten und sagten, er leide an Verfolgungswahn. Tatsächlich hatten die anderen keine Ahnung; Harry hatte als erster Linzer Jude Hitlers Machwerk gelesen und wusste, was passieren würde, wenn diese Leute an die Macht kämen. In Linz waren die Roten an der Macht und die Menschen bemerkten die längste Zeit nichts von der *Hitlerei*, wie Harry den Nationalsozialismus immer bezeichnete.

Dollfuß und Schuschnigg glaubten an die im April '35 von England, Frankreich und Italien in Stresa am Lago Maggiore unterzeichnete Garantieerklärung für die Unabhängigkeit Österreichs wie an die Bibel. Als Mussolini im September 1937 zu Hitler fuhr und dort mit den größten Ehren empfangen wurde, begriffen diese Leute noch immer nichts. Bundeskanzler Kurt Schuschnigg, der auf Dollfuß folgte, hatte als Unterrichtsminister antisemitische Gewalt an den Hochschulen bekämpft, für viele Juden verkörperte er die letzte Hoffnung auf ein ruhiges Leben. Er besuchte 1937 ein jüdisches Sommerlager in St. Gilgen, nahm dort eine Parade von 180 uniformierten Lagerteilnehmern ab, besuchte die Zelte und sprach mit den Kindern über den Beruf der Eltern und ihre Zukunftswünsche. Schuschnigg schwärmte auch dort von den Habsburgern und fantasierte von einer Habsburger-Renaissance, anstatt sich mit Sozialisten und Kommunisten gegen Hitler zu verbünden. Seine Überzeugung von der deutschen Mission Österreichs, Deutsch-Österreich sollte der bessere deutsche Staat sein, hielten

auch seinen eigenen Leuten für einen Irrtum. Zuletzt empfahlen sogar die Habsburger dem Kanzler die Versöhnung mit den Linken.

Mischa Sebba war 26 Jahre alt und wohnte im Vorort Ebelsberg. Aus dem Haus ging er in die Arbeit, zum Fußballspielen und wenn eines seiner Mädels Zeit hatte. Erst in New York, bei der Arbeit an seiner Geschichte, erinnerte er sich an die vielen kleinen Gemeinheiten gegen jüdische Bürger, die er in Linz nicht störend empfand. Den Ausschluss von vielen Vereinen wegen seines Judentums erlebte er nichtdiskriminierend, weil er nie auf die Idee gekommen wäre, bei diesen Gesangs- und Turnvereinen dabei sein zu wollen. Der Linzer Antisemitismus ging nicht gegen ihn persönlich. Ihm begegneten alle Leute immer freundlich und respektvoll, das erlebten auch seine Eltern so. Adolf Eichmanns Eltern waren protestantisch und vernünftig. Mischa entnahm einigen Gesprächen, dass ihre Eltern einander kannten. Familie Eichmann war protestantisch religiös stärker engagiert als die jüdische Familie Sebba. Die Familien Sebba und Eichmann gehörten zu den Wirtschaftstreibenden der Stadt Linz, Adolfs und sein Vater hatten bei Sitzungen miteinander zu tun, auch die Frauen kannten einander von Begegnungen auf Bällen oder bei Konzerten.

6

Aber Familie Sebba reiste im August 1938 auf der *S.S. Westernland* von Antwerpen nach New York - nachdem Mischas Vater Harry ihre Ausreisepapiere ergattert und dafür das gesamte Geld der Familie als Reichsfluchtsteuer an die Nationalsozialisten zahlen musste; diese Steuer überstieg das von Harry und Greta mit ihren Unternehmungen aufgebrachte Vermögen deutlich, Freunde in Linz und Wien halfen ihnen mit stattlichen Freundschaftskredite, die man irgendwann zurückzahlen würde, alle Beteiligten wussten, dass hier Lebensrettungsgeschenke, die Harry und Greta Tränen der Dankbarkeit in die Augen steigen ließen, verteilt worden waren.

Die Menschen auf diesem Flüchtlingsschiff waren dem Tod entkommen und hüpfen aufgedreht Tag und Nacht irgendwo gemeinsam herum, nirgends war Platz, Mischa hatte beim Schlafen das Gefühl, sich nicht umdrehen zu können, sie waren Flüchtlinge vor dem Tod und trotz aller Sorgen um die Zukunft glücklich auf dem Weg in ihr neues Leben in Freiheit.

Einer, der sich nicht an den ständigen Tänzen und Feiern beteiligte, fiel Mischa schon in den ersten Stunden der großen Reise auf; der Mann hielt sich so wie er immer irgendwo am Rand auf. Am Morgen des dritten Tages nach ihrer Abfahrt in Rotterdam standen sie zu zweit irgendwo in der Mitte des Atlantiks nebeneinander. Mischa stellte sich vor, berichtete woher er kam und dass sein Bruder Grischa die gemeinsame Flucht

verweigert hätte, weil er davon überzeugt war, dass die *Hitlerei* nicht so schlimm werden würde und man in Österreich als Jude überleben könne, wenn man so geschickt wäre wie er.

Der andere nickte lächelnd und stellte sich als Samuel Fiedler vor.

Mischa ärgerte sich bei ihrem ersten Gespräch über die Verteufelung der Juden als Feinde des deutschen Volkes. Samuel wirkte überrascht, er hörte interessiert zu und Mischa hatte von Anfang an Vertrauen zu diesem Fremden, dem er in den Stunden des Gesprächs bei ihren Spaziergängen durch das Schiff zuletzt mit Blick auf die in der Ferne auftauchende Skyline von New von seinem Onkel Frank erzählte, einem Bruder Seines Vaters, der in Los Angeles lebte, wo er beim Film arbeitete. Er hatte Harrys Familie vor Jahren ein Foto von ihm und *Douglas Fairbanks* nach Linz geschickt, mit einem Autogramm des damals berühmtesten Schauspielers der Welt. Mischas Eltern kannten Fairbanks aus dem Kino und waren auf den ersten Blick beeindruckt, als Vater Harry seinen Bruder nie telefonisch erreichen konnte, wusste er, dass Frank kein berühmter Mann war.

Über das Fairbanks- Hollywood-Bild des Onkels schmunzelte Sam, solche Bilder der großen Filmstars gab es zu Tausenden. Er hatte in Dresden gelegentlich als Beleuchter beim Film und in einem Kino gearbeitet, kannte alle Regisseure, Drehbuchautoren und sogar die Namen der Kameramänner, von Mischas Onkel hatte er noch nichts gehört. Da die Filmjobs zu selten gewesen waren, hatte Sam in Dresden von seiner Arbeit im Café Kreutzkamm gelebt und dieses Lokal geliebt. Stolz erzählte er, dass in den *Roaring Twenties* nicht nur in Berlin, sondern auch bei ihm in Dresden im Café Jazz gespielt wurde. Thomas Mann trat bei ihm mit einer Lesung auf über die ganz Dresden redete, das Lokal platzte täglich aus allen Nähten, der jüdische Besitzer hatte ihn schon als seinen Nachfolger eingetragen, doch dann kam Hitler und Jazz war als entartete Negermusik ein Grund fürs KZ. Sam war nicht auf dem Weg nach Hollywood, sondern er lernte seit Jahren Englisch, um in der Gastronomie bestehen zu können.

Mischa war von Sams Geschichte begeistert.

Familie Sebba betrat Amerika auf der Insel Ellis Island.

Und erlebte nach dem Verlassen des Schiffs am Eingang in die United States of America ein zweiminütiges Interview, bei dem sie kein Wort verstanden. Danach mussten sie gemeinsam mit allen anderen gerade Angekommenen eine etwa 50stufige Treppe emporsteigen; viele schleppten sich neben ihnen nach oben, denen die es nicht bis ganz hinaufschafften, wurde ein weißes Kreidekreuz auf die rechte Schulter gemalt, ein Anblick, der sie erschreckte. Sie hörten später, dass die mit Kreide Markierten ein paar

Tage auf dem Schiff bleiben mussten. Aber Familie Sebba ging mit Tausenden durch eine Tür auf der *Push to New York* stand, sie waren am Ziel ihrer Reise, Linz war ein Kapitel der Geschichte ihres alten Lebens, das neue Leben begann mit der Trennung von Männern und Frauen, die nachts nicht gemeinsam schlafen durften; später hörten sie, dass viele auf Ellis Island starben, manche Einwandererschiffe wurden Sargschiffe genannt, der Ort ihrer Ankunft hieß für viele *Island of Tears*.

Die Prozedur des Ankommens mit diversen Untersuchungen und Interviews, die endlich mit ihrer Registrierung endete, erlebte die Familie ohne ein Wort zu verstehen, weshalb Martha sich in einem der Büros beim Ausgang des Ankunftsentrums in Ellis Island in einige Listen mit Sprachkursen eintrug; Mischas Frau hatte ein Talent, von dem sie bis zu ihrer Ankunft in New York nichts wusste, Englisch lernte sie am Beginn ihres amerikanischen Lebens im Sprachkurs und durch die Erinnerung an die im Sprachunterricht der Berufsschule von Linz erworbenen sprachlichen Grundbegriffe mit ihren eingepackten Vokabelheften und Grammatikbüchern in drei Wochen. In diesem Büro beim Ausgang stapelten sich die jeden Tag ausgefüllten Passagierlisten in diversen Laden, dort hingen auch lange Listen mit Jobs und Adressen, darunter ihre erste Wohnadresse in Lower Eastside, wo viele Menschen aus Deutschland lebten, sie würden dort zu viert in zwei durch eine Tür getrennten Räumen hausen, das Wichtigste war, dass Mischa im August 1938 seinen „Bus Boy-Job“ durch so eine Liste fand - er würde als Bedienungshilfe in einem Restaurant arbeiten.

18 Jahre später saß er an seinem 49. Geburtstag in seinem Büro in New York.

Er genoss beim Blick hinaus in eisige Kälte von New York das Vergehen der Zeit und erinnerte sich daran, dass Amerika für ihn als Hölle begann – „New York erschien mir als Gebirge, das sich dunkel, düster und bedrohlich vor mir auftürmte. Ich stand diesem Moloch gegenüber und wollte weg. So schnell wie möglich so weit weg wie möglich und nicht hinein in diese Fremde, die schrecklich stank. Ich ging durch Straßen, blieb manchmal stehen, schloss die Augen und spürte Trauer. Linz war ein Duft gewesen aber die Stein- und Betonwüste New York stank. Und diese riesige Statue, die eine Fackel aus Stein in die Luft reckt, erschreckte mich. Das steinerne Feuer dieser Fackel war eine Bedrohung, trotz der Freude darüber, Hitler entkommen zu sein, deprimierten mich die Fragen: Was tue ich hier? Was tun Vater, Mutter und was tut meine Frau Martha?

Harry und Greta hatten in Linz beim Gedanken an Amerika kein gutes Gefühl gehabt, hier lebten keine Verwandten, es würde keine Unterstützung geben. Der Widerwille gegen New York wurde bei ihnen mit jedem Tag stärker. Harry war in Linz als Inhaber

einer Drogerie trotz seiner wirtschaftlichen Schwierigkeiten ein angesehenes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft. Meine Eltern hatten es nie verkraftet, dass sie in Linz Pleite gemacht haben, sie flohen nicht nur vor den Nazis nach Amerika. Harry war in New York City ein im Nirgendwo angekommener Niemand, der ein halbes Jahr lang als Hausierer Kleinigkeiten verkaufend mit einem Bauchladen durch Lokale zog, lächelnd, denn das war erträglicher als die Linzer Pleiteschande. Meine Mutter, in Linz Schönheitssalonbesitzerin und eine Dame, die Bewunderer hatte, arbeitete als Putzfrau. Harry und Greta waren in Linz gern gesehene Gäste, die mehr Einladungen hatten, als sie annehmen konnten. In New York erlebten sie Einsamkeit. Wir lebten zu viert in zwei Zimmern, die durch eine Tür getrennt waren.

Es gab keine Küche, sondern im ersten der zwei Räume befand sich eine Kochecke. Die in einer schwarzblauen Uniform steckende Beamtin des Immigration Office hatte eine flache schwarze Kappe mit kurzem Schirm auf dem Kopf und nannte sich *Instructor*. Weil Familie Sebba nicht englisch sprach, sprang die Beamtin beim Eintritt der Linzer ins Empfangsbüro im Erdgeschoss wortlos auf und stapfte heftig nickend vor Martha, Harry, Greta und mir durch dieses siebenstöckige Haus mit hunderten Zellenwohnungen über drei Treppen nach oben. Die kraftstrotzend vor uns davonestürmende Frau erschien uns als ein Drache, der nicht lächelte, sondern irgendwo in der Mitte eines endlosen Ganges im dritten Stock mit einem rostigen, dicken Riesenschlüssel das Schloss einer alten Tür aufsperrte, sie knarrend nach innen schob und mit kräftigen Schritten eintrat. Wir folgten mit Demut dem Instructor auf dem kurzen Weg durch zwei Räume, wobei die Beamtin freundlich grinsend auf einen kleinen Tisch zeigte und mit ihren Händen einen Herd andeutete, den man, sie schnaubte dabei blubbernd, mit einer Gasleitung verbinden konnte, für die, sie zeigte mit Eifer darauf, hier ein Anschluss existierte, wobei sie die Worte *cooking, cooking* und *here, here, here* heftig schnaubend ausstieß.

Die zwei Räume waren sauber. Sie lagen hintereinander, parallel zum Gang, zu dem nur der erste Raum eine Tür hatte. Jeder Raum hatte ein Fenster zur Welt, die hier aus einer Straße bestand, die noch keinen Namen hatte. Der gegenüberstehende Block war wenigstens 10 Stockwerke hoch, neben in beiden Richtungen bis ans Ende der Straße stehenden genauso hohen und höheren Blöcken aus braunroten schwarz wirkenden Backsteinwänden mit hoch oben liegenden Dächern. In jedem der zwei Räume standen zwei Betten. Die Polster, Decken, Leintücher und Bezüge lagen in Schränken, auf die der Instructor wortlos die Schranktüren aufreißend mit energischen Gesten hiewies. Bei ihrem Abgang drückte die Beamtin mir den Riesenschlüssel in die Hand und schlug beim Hinausgehen zum Abschied noch einmal mit der flachen Hand auf die

Schranktüren – wir standen zu viert fünf wie gelähmt da und starrten dem Drachen mit einem wortlosen Lachversuch nach.

Allein gelassen, setzten sich Martha und ich im ersten und Harry und Greta im zweiten Raum auf Sessel, die neben kleinen Tischen standen. Wir sahen uns beim Dasitzen zu, bis Martha aufstand. Greta folgte ihr. Harry sprang auf, trat auf Martha zu, schüttelte ihr die Hand, bevor er sie umarmte, fest an sich drückte und ihr Danke ins Ohr flüsterte. Ich litt sitzend, während meine Frau und Greta begannen, die Betten zu beziehen, bis Martha sagte, dass sie als Erstes einen Kocher brauchten. Dann sah sie Harry an und fragte, wie lange sie sich dieses Reich leisten können, das alles wäre, so viel hatte sie ohne Englischkenntnisse verstanden, nicht gratis, in Amerika wäre gar nichts, um Gottes Lohn zu bekommen. Harry griff in seine neben ihm stehende schwarzlederne Aktentasche und holte ein dickes Kuvert heraus, das er vor sich hochhielt und sagte, dass wir uns dank der Freundschaftskredite eine kleine Weile keine Sorgen machen müssten, außerdem sei die Miete hier O.K., wobei er lächelte, als könne er das nicht glauben, immerhin waren sie gerade in der Welthauptstadt der Geldmenschen im Mutterland des Kapitalismus angekommen.

Ich saß mit geschlossenen Augen da und presste meine Hände vors Gesicht. Ich wäre damals am liebsten sofort abgereist. Aber wohin? Nach Linz, Wien, zurück nach Österreich ging nicht. Dort hätten Eichmann und seine Männer dafür gesorgt, dass man uns umbrachte. Meinen Schulfreund in Gedanken mit Vornamen anzureden, war für mich längst unmöglich, das hätte eine Nähe ausgedrückt, die schon lange nicht mehr existierte. Österreich, Linz und Eichmann blieben in Amerika in unserer Nähe, weil wir in New York in unsrem Privatleben deutsch sprachen. Ich wusste erst 1951, dass Eichmann im August 1938 in Wien die Zentralstelle für jüdische Auswanderung leitete, die Organisation der jüdischen Emigration war seine Aufgabe gewesen, aber ich wusste 1945 Bescheid über die große Lüge - Eichmann organisierte nicht die Emigration, er schickte Menschen wie mich, Martha, Harry und Greta in den Tod.“

7

New York deckte im August 1938 seinen Bedarf an Arbeitskräften mit Einwanderern, Harry, Greta, Mischa und Martha Sebba hatten ab der ersten Sekunde das gute Gefühl, in dieser Riesenstadt gebraucht zu werden. Sie waren entschlossen zu arbeiten und sich in einer Woche auf englisch ein Essen bestellen und es bezahlen zu können. Sie gingen 1938 nicht unter, weil der 43jährige Linzer Drogeriebesitzer Harry Sebba wochenlang nicht schlief, sondern Tag und Nacht Kleinigkeiten verkaufend mit seinem Bauchladen durch die Lokale zog und im Quartier, das er nie sein Zuhause nannte,

die englische Sprache und die Namen und Wirkungen amerikanischer Medikamente lernte, obwohl er am Anfang jeden Tag gejammert hatte, dass er zu alt für eine neue Sprache sei. Doch dann besuchte er eines Tages ohne seinen Bauchladen im Nachbarhaus den Medical Doctor Richard Phelbs, dem er sich als Apotheker vorstellte und dem er vorschlug, in dessen Praxis als *medical adviser* mitzuarbeiten. Harry bekam einen Schreibtisch im Eingangsbereich dieser großen Praxis in Manhattan. Mischa besuchte ihn am nächsten Tag und kam nicht dazu mit ihm zu reden, Harry telefonierte, machte Termine und begrüßte die Eintretenden nicht nur aufs Freundlichste, sondern unterhielt sich mit ihnen über ihre Befindlichkeiten. Außerdem kümmerte er sich um die von „Doc. P.“ verschriebenen Medikamente, die er den Patienten aus den Beständen der Praxis verkaufte oder ansagte, wo sie zu beziehen seien.

Mischa betrachtete das sich leise vor ihm drehende Tonband – „Doc P. zahlte fair, ich hatte meinen Job als Busboy. Und blieb mit Samuel in New York in Kontakt. Wir begannen beide als Bus Boys, im Restaurant *Pretty Flamingo* in der 31. Straße von New York Midtown an der Grenze zum Broadway. Ich arbeitete hart. 1940 hatte meine Frau Martha die Idee, mit einem Kredit das Lokal zu kaufen. Marthas Kauf-Idee hätte ich ohne Sams Freundschaft nie realisiert. Martha schlug den Namen Tacheles vor, ich machte daraus *Taco*, weil das nicht so jüdisch klang. Martha gestaltete als Schneiderin die erste Einrichtung und hielt mir den Alltag vom Leib. Ich musste mich nie um das Kleine kümmern, Alltäglichkeiten und die vielen lästigen Kleinigkeiten waren mir immer völlig egal, ich hatte Ideen, die wir zu dritt mit Begeisterung realisierten.

Mir war aufgefallen, dass viele Musiker und Schauspieler vom Broadway rüberkamen und in unserem Lokal aus- und eingingen. In Linz hatte ich für die Kultusgemeinde Vorträge, Bälle, Tanz- und Liederabende und Dichterlesungen organisiert, meine Ideen hatten das Publikum polarisiert, man war begeistert oder verteufelte es, wenn Kabarettisten sich über die Zionisten lustig machten. In New York hatte ich angeregt von Sams Bericht die Idee, Schauspieler und Musiker zu engagieren, Mark Twain, John Steinbeck und Shakespeare mit Musik. Das Taco wurde eine Kopie des Cafés Kreutzkamm von Dresden. Statt Thomas Mann präsentierten Sam und ich den legendären *F. Scott Fitzgerald* und seine Frau *Zelda*, angeblich war auch Hemingway da, den niemand kannte. Fitzgerald hatte seine große Zeit längst hinter sich, irgendwie hatte die Presse von diesem Auftritt erfahren und wie in seinen Glanzzeiten war ein Dutzend Journalisten da, um sich daran zu weiden, wie tief dieser Vielgeliebte gestürzt war. Der las schwer betrunken im Taco etwa eine halbe Stunde aus seinem vor zwei Jahren erschienen Erzählungsband *Taps at Reveille* vor, starb ein halbes Jahr später am 21. Dezember 1940 und ich hatte durch Fitzgerald Publicity. Das Lokal war nach dem

Besuch der Fitzgeralds ein paar Mal in der Zeitung, weil Schauspieler vom Broadway hier feierten und plötzlich platzte die Bude jeden Tag aus den Nähten, weil man hier auch etwas Gutes zu essen bekam. Ein halbes Jahr nach der Eröffnung gab's im Taco Plätze nur nach Reservierung ein, zwei, drei und sieben Tage später.“

Mischa verdiente gutes Geld und war angekommen.

Seine Frau Martha steckte ihren Kopf in den Raum und sagte, dass sie jetzt Zeit hätte, Mischa ihre Erinnerungen mitzuteilen, worum er sie gebeten hätte. Er bat sie Platz zu nehmen und Martha setzte sich lächelnd; sie war ein Jahr jünger als ihr Mann, wirkte älter und ihrem ebenmäßigen Gesicht war anzusehen, dass sie die Dinge und das Leben ohne Romantik sah, ihre Leibesfülle war gestiegen, für Sport hatte sie weder Zeit noch Lust, ob Männer ihr nachblickten, kümmerte sie nicht, man begegnete ihr mit Respekt, dass sie für manche Männer eine attraktive Frau war, bemerkte sie schmunzelnd. Martha saß dann da und hörte nicht was ihr Mann über Linz, Eichmann und den Nationalsozialismus sagte, sondern sie erinnerte sich an die Zeit vor den anderen Frauen im Leben Mischas, als sie beim gemeinsamen Lernen der neuen Sprache glücklich war, weil er von Tag zu Tag wieder mehr der Mensch wurde, der viele Ideen hatte, die er mit dem Lachen eines Siegers allen Menschen präsentierte.

In seinen Reisepapieren stand als Berufsbezeichnung Merchant, weil ihm ein Anwalt zu diesem in Amerika höchst angesehenen Beruf geraten hatte. Im New York-Census von 1938 war er mit dem Namen Alexander Michael Sebba eingetragen, 31 Jahre alt, ein Busboy, Bedienungshilfe in einem Restaurant; seine Frau Martha, 30 Jahre alt, hatte den Beruf Dressmaker, Schneiderin. Er bewarb sich 1944 um die amerikanische Staatsbürgerschaft und wurde Amerikaner, aber in vielen Gesprächen war es ihm wichtig gewesen zu erklären, dass er nie ein New Yorker sein werde – „schon am ersten Tag ist mir aufgefallen, dass die Menschen hier mit Begeisterung und diesem Unterton der Großartigkeit sagen *I am a New Yorker*, so als wäre das eine Leistung, ich habe in Gedanken *I am a Linzer* geantwortet, auch wenn ihr alle Michael zu mir sagt, ich wurde Mischa getauft und werde immer so heißen; dass mein erster Name so schnell hinter dem Amerikaner Michael verschwunden ist tat mir immer leid. Mich hatte bei der Ankunft hier weder die 5th Avenue noch das Empire State Building oder der Times Square interessiert, davon haben die Leute auf dem Schiff geschwärmt - ich wär' lieber in Linz zum Zeitunglesen ins Café Traxelmayr gegangen.“

Michas und Marthas Probleme begannen, als seine Frau sich in Gesprächen mit Freunden eine „New Yorkerin“ nannte und Mischa sie anschrie, dass sie nicht damit „angeben“ solle, er fand es lächerlich, dass hier alle so stolz darauf waren in dieser Stadt zu

leben, in dieser stinkenden Betonwüste zu leben, sei keine Leistung, da war sie jedes Mal aufgesprungen und die Tür zuknallend aus dem Zimmer gestürmt. Sie war das Gegenteil von Mischa, hatte schon auf dem Schiff begonnen auf Packpapier Kleider und Anzüge zu entwerfen und ging in ihrer ersten amerikanischen Woche in New York zu fünf Taylor Shops, am dritten Tag gefielen einer Mistress ihre Sachen und die holte sofort ihren Mister, dem auch gefiel, was seine Frau ihm unbedingt zeigen wollte, leider hatte sie damals keine Zeit gehabt mit ihrer Mode weiterzumachen.

Ihre neue Wohnung in Riverside 370, New York/Manhattan roch gut.

Mischa erinnerte sich mit Freude in der Stimme – „nie werde ich den Moment des Eintritts in mein neues Leben vergessen, in meiner Erinnerung beginnt mein amerikanisches Leben erst, als ich im Herbst 1940 nach eineinhalb Jahren Amerika durch die Tür hier eintrat. Die Idee Martha zu packen und auf meinen Armen über die Schwelle zu tragen, huschte durch meinen Kopf, doch ich war an diesem Freitag nach einer Arbeitswoche zu müde, außerdem standen Harry und Greta ungeduldig drängend hinter mir. Ich ging mit schweren Schritten den anderen voran, trat ein und blieb stehen, in der Mitte des Foyers, von dem sich links drei Türen in Wohnräume öffneten und von dem nach rechts ein Gang in den hinteren Bereich der Wohnanlage führte. Wir standen an diesem Tag zu viert vor unserem neuen Leben, dass die rechts hinten liegenden vier Räume Harrys und Gretas Wohnung sein würde, besprachen wir am nächsten Tag und wurden mit dieser Organisation glücklich. Die Erinnerung an die Wohnung mit den zwei durch eine Tür getrennten Zimmern trieb uns beim Besichtigungsgang durch unseren neuen Wohnort Tränen der Freude in die Augen, doch niemand sagte ein Wort über die dort verbrachte Zeit des Ankommens in unserem amerikanischen Leben.“

Mischa Sebba konnte tausende Menschen mit ihrem Namen ansprechen, er vergaß kein Gesicht und den dazu gehörenden Namen, er hatte neben vielen Freunden den einen *verrry best friend* Samuel, den er auf dem Schiff nach Amerika kennengelernt hatte und mit dem er das Taco gründete, bis Sam dort 1943 dort ausstieg und ein Journalist wurde, der viel herumkam, dass Mischa eines Tages davon redete, seine Geschichte aufzuschreiben, Mischas Buchprojekt, ist wahrscheinlich Sams Idee. Mischa zog sich eines Tages in sein Büro zurück und niemand durfte ihn stören, wenn er sich einschloss; alle wunderten sich darüber, dass niemand eine Schreibmaschine klappern hörte, aber er erklärte, dass er wegen gesteigerter Spontanität die Rohfassung seines Werkes auf ein Tonband spreche, von wo es dann abgeschrieben werden sollte; Mischa

würde zu seinem Fünfziger mit diesem großen Werk zuschlagen. Er starb mit 49 Jahren bevor er mit der Reinschrift seiner Autobiographie beginnen konnte.

Im Februar 1956 saß ihm seine Frau Martha im Büro auf diesem breiten mit hellem Leder überzogener Ohrensessel, der in der linken Ecke seines Büros stand, gegenüber, sie hatte die schlank mannshoch aufragende neben Mischas Leseplatz stehende Hoffmann Design Lampe nicht eingeschaltet und Mischa nicht zugehört, wenn er vom Februar 1934 in Linz, vom Zionismus, von der Hitlerjugend und von Adolf Eichmann mit diesem Band so redete, als müsste er einem vor ihm sitzenden Menschen seine Freundschaft mit Adolf Eichmann erklären, in ihren Gedanken waren all die Candys, Sandys & Shirleys, mit denen er sie betrogen hatte, vor und neben ihr herumspaziert. Er hatte ihr immer alles gestanden, sie hatte ihm immer wieder verziehen, aber wusste schon lange nicht mehr warum. Sie sah ihm ins Gesicht und sagte, dass sie viel von dem, was er heute hier in New York diesem Tonband nicht erzählt hätte, vergessen musste.

Mischa sah ihr ins Gesicht, dann auf den Boden vor ihren Füßen, in seinem Gesicht war ein Lächeln – „ich habe dich nie verdient und kann dir nur danken, aber es geht in meinem Leben immer nur um dich. Freunde sagten mir, ich wäre in New York zu einer Persönlichkeit gereift. Es erfüllt mich mit Stolz, dass das Restaurant, in dem ich als Bedienungshilfe-Busboy angefangen hatte, mir zwei Jahre später gehörte, und das habe ich nur durch dich geschafft. Du hast das geschafft und ich war der Mittelpunkt der Gesellschaft und veränderte mich. Nach Meinung Grischas nicht zu meinem Besten. Er gestand mir 1946, dass ihn mein lauter Alltag aus Partys, Alkohol und Frauen abstieß. Die Besuche in meinem Lokal deprimierten ihn, er war empört, weil ich dich nie verdient hatte. Du warst für ihn das schönste Mädchen von Linz, das schönste Mädchen der Welt gewesen. Ich habe die romantische Geschichte erzählt, wie ich dich auf der Landstraße kennenlernte, aber wusste nicht, dass Grischa dich vom Sehen schon kannte und nach dir verrückt war, wir wollten dich beide, du nahmst mich und ich erfuhr erst in New York von Greta, was mein großer Bruder für dich empfunden habe. In Linz flüchtete Grischa in die Wissenschaft, weil die einzige Frau, die er auf den ersten Blick wollte, mein Frau Martha war. Grischa war das Gegenteil von mir und er machte zwei Mal den Doktor, weil du mich genommen hast. Grischa und ich haben uns ausgesprochen.“

Dann schwieg Mischa lange.

Irgendwann sah er Martha an – „ich habe in New York mit Leidenschaft die Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozesse verfolgt, darüber wurde die in Amerika ausführlich berichtet. Ich habe jeden Tag drei, vier, fünf, ich habe alle Zeitungsartikel gelesen, die

mir in die Hände gefallen sind und Texte ausgeschnitten und gesammelt, in meinem Archiv stapeln sich 7 dicke Mappen.

Von Adolfs Karriere habe ich erst vor kurzem hier in New York, in Amerika erfahren. Eichmann ging nach dem 12. März 1938 zuerst nach Wien, um dort die Deportation der jüdischen Bevölkerung zu organisieren, was er so effizient erledigte, dass er bald nach Berlin ins Zentrum der Macht versetzt wurde. Ich weiß nicht, wo Eichmann heute lebt. Nach unserem Spaziergang durch die Landstraße in Linz am 4. April 1932 und spätestens nach unserer Mühlviertelwanderung im Sommer '34 wusste ich dass es mit ihm keine Zukunft geben konnte und wir längstens keine Freunde mehr waren, ohne dass ich das bemerkt hatte. In der Fremde von New York, weit weg von Linz, verstehe ich meine Beziehung zu Adolf Eichmann nicht. Wir waren am 4. April bis zum Hauptplatz gegangen.

Und dann habe ich dich getroffen. Adolf verschwand aus meinem Leben. Meine stärkste Erinnerung an diese Zeit ist das Gefühl, dass zwischen uns alles gesagt war. Geblieben ist die Erinnerung an Adolfs Lachen, das wie auslachen klang, gepresst und nie aus voller Brust; geblieben ist die Erinnerung an Adolfs Geruch nach Frische, da war dieser Duft, er roch auch am Nachmittag und am Abend immer frisch nach Rasierwasser. Versuche ich als fast 50jähriger ihn zu verstehen, sehe ich einen gescheiterten Schüler, der jemand mit Bedeutung sein wollte und der ehrgeizig war. So wie er als Reisevertreter in Linz mit Begeisterung für die Vacuum Oil Company Benzin-Lieferpläne für das Mühlviertel erstellte und ein Tankstellen-Netz organisierte, erledigte er für Hitler die Juden-Vernichtung. Er sah keine Menschen, für ihn standen da in langen Kolonnen tausende und abertausende Zahlen, die durch ihn verschwanden, er hatte den Sinn seines Lebens gefunden, der darin bestand Millionen von Menschen nach Auschwitz, Treblinka, Sobibor, Majdanek und Belzec zu transportieren. Diese Aufgabe war seine Chance auf ein Leben mit Bedeutung. Statt Benzinlieferungen ins Mühl- und Waldviertel organisierte Adolf Eichmann mit den tausenden von ihm geschriebenen Fahrplänen die Züge mit Menschliefereien für den Tod in einem Menschenvernichtungsapparat. Bei unserem letzten Treffen im Sommer 1934 war Adolf ein anderer Mensch; er berichtete mit Stolz von Standorten für neue Tankstellen, die der dem Bürgermeister von Gmünd befohlen hatte, er hatte das Sagen, er wusste, was zu tun war, er gab die Befehle und war Herr der Welt.“

Mischa sah Martha an und schüttelte den Kopf – „Sams Ausstieg aus unserem gemeinsamen Projekt Taco nach drei Jahren war eine Enttäuschung, aber es hat mir gefallen, dass mein Freund ein Spitzenjournalist wurde, der mit Hemingway befreundet war und neben seinen Reportagen immer wieder über unser Lokal berichtete. Sams Tod

vor drei Jahren, ein Unfall bei der dritten Ausfahrt mit seinem Bugatti, war eine Tragödie, die ich nur mit Mühe überlebt habe. Doch in mir war plötzlich die Sehnsucht nach einem Mehr das ich niemand beschreiben konnte. In der Mitte meines Lebens angekommen blieb ich stehen. Hielt inne. Drehte mich im Kreis, blickte dabei auf meine Welt und begriff, dass mir etwas Wichtiges fehlte.

Musik rettete mich.

Ich war immer stolz auf meine Schallplatten. Die stehen in einem Schrank in etwa zweieinhalb Meter langen Reihen auf drei Ebenen vor mir und lassen mich lächeln, wenn ich an sie denke. Für Freunde ziehe ich gerne *Birth oft the Cool* von *Miles Davis* aus meiner Sammlung heraus und lege die Platte auf. 1945 hat der noch unbekannte *Miles Davis* bei uns im Taco gespielt, einige bekannte Live-Jazz-Alben sind hier eingespielt worden, es gibt hier gediegene Club Atmosphäre. Mein Bruder Professor Gregor Sebba nannte das Lokal in seinen Berichten immer Restaurantcafé mit Kulturprogramm. Als mein Bruder 1945 zum ersten Mal das Taco betrat, war er überwältigt. Das war eine vielschichtige Kombination aus den Pubs, die er in London gesehen hatte, und dem Café Traxlmayr in Linz. Auf der kleinen Bühne im Raum neben dem Speisezimmer fand jeden Tag etwas statt: Lesungen, Vorträge, kleine Konzerte Die Konzerte im Taco gefallen meiner Mutter Greta, der verhinderte Filmstar blüht auf, wenn Celebrities in meinem Lokal auftauchten, sie berichtet ihrem abwesenden Sohn Grischa mit Stolz und der größten Freude, mein großer Bruder schafft viel zu selten nach New York, er war beim Auftritt von Fitzgerald oder Miles Davis nicht dabei, aber Greta hat ihm so ausgiebig vorgeschwärmt, dass er alles so kannte, als wäre er dabei gewesen.“

INHALT

<i>Jazz in Linz & New York City</i>	2
<i>Face to face</i>	44
<i>Family Business in New York City & Linz</i>	74
<i>Augenzeuge</i>	97

311 323 Z.